



Martin Disselkamp / Fausto Testa (Hg.)

# Winckelmann Handbuch

Leben – Werk – Wirkung



**J.B. METZLER**



**J.B. METZLER**

Martin Disselkamp / Fausto Testa (Hg.)

# Winckelmann-Handbuch

Leben – Werk – Wirkung

Mit 39 Abbildungen

J. B. Metzler Verlag

### **Die Herausgeber**

*Martin Disselkamp* lehrt Deutsche Literaturwissenschaft an der TU Berlin und ist Leiter der Arbeitsstelle Kritische-Karl-Philipp-Moritz-Ausgabe am Zentrum „Preußen – Berlin« der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.

*Fausto Testa* ist Professor für Architekturgeschichte am Dipartimento di Architettura e Studi Urbani am Politecnico Mailand.

### **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-476-02484-8

ISBN 978-3-476-05354-1 (eBook)

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

J. B. Metzler ist Teil von Springer Nature. Die eingetragene Gesellschaft ist Springer-Verlag GmbH Deutschland  
[www.metzlerverlag.de](http://www.metzlerverlag.de)  
[info@metzlerverlag.de](mailto:info@metzlerverlag.de)

Einbandgestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart  
(akg-images)

Satz: Claudia Wild, Konstanz in Kooperation  
mit primustype Hurler GmbH, Notzingen

J. B. Metzler, Stuttgart  
© Springer-Verlag GmbH Deutschland, 2017

# Inhalt

## Vorwort VIII

### I Biographie

- 1 Herkunft, Kindheit, Schulzeit  
Agnes Kunze / Max Kunze 2
- 2 Studienzeit in Halle (Saale) und Jena  
Klaus-Werner Haupt 6
- 3 Hauslehrer- und Konrektorenjahre  
Agnes Kunze / Max Kunze 9
- 4 Nöthnitz und Dresden  
Wolfgang von Wangenheim 13
- 5 Winckelmann in Italien Steffi Roettgen 18

### II Systematische Aspekte

- 6 Philologie bei Winckelmann Susanne Kochs 50
- 7 Winckelmanns Schreibweisen  
Stefano Ferrari 58
- 8 Winckelmann – Homosexualität, schwule Kultur,  
Queer Theory Robert Deam Tobin 65
- 9 Kunstsammlung und Kunsthandel in Winckel-  
manns Welt und in seinem Werk  
Orietta Rossi Pinelli 73
- 10 Klassizistische Kunstprogrammatische vor und zur  
Zeit von Winckelmann Elena Agazzi 80
- 11 Winckelmann, die Ursprungsmythen der Auf-  
klärung und die Begründung der Kunst  
Fausto Testa 88
- 12 Winckelmann und die Naturwissen-  
schaften Thomas Franke 100
- 13 Griechenland als Kulturentwurf  
Martin Disselkamp 105

### III Werke

- 14 Das Briefwerk Martin Disselkamp 114
- 15 »Gedanken über die Nachahmung der  
Griechischen Werke in der Malerey und Bild-  
hauer-Kunst« und zugehörige Schriften  
Martin Dönike 126
- 16 Kunstbeschreibungen 136
  - 16.1 »Beschreibung der vorzüglichsten  
Gemälde der Dresdner Galerie«  
Gabiella Catalano 136
  - 16.2 Winckelmanns Kunstbeschreibungen und  
die Traditionen der Beschreibungs-  
literatur Gabiella Catalano 140
  - 16.3 Beschreibungen des Torso und des Apollo  
im Belvedere Gabiella Catalano 145
  - 16.4 Kunstbeschreibung und Patho-  
gnomik Federica La Manna 151
- 17 »Von der Restauration der Antiquen«  
Fausto Testa 157
- 18 Winckelmann und die Ausgrabungen in  
Herculaneum und Pompeji  
Eric M. Moormann 164
- 19 Winckelmann und die griechischen Tempel von  
Agrigento Eric M. Moormann 180
- 20 »Grazie« (Gratie) Thomas Franke 184
- 21 Kunstbetrachtung, Kunsthermeneutik, Kunst-  
pädagogik Kathrin Schade 192
  - 21.1 »Erinnerung über die Betrachtung  
der Werke der Kunst« 192
  - 21.2 »Abhandlung von der Fähigkeit der Emp-  
findung des Schönen in der Kunst, und dem  
Unterrichte in derselben« 193
- 22 »Description des pierres gravées du feu Baron  
de Stosch« Jörn Lang 199
- 23 »Anmerkungen über die Baukunst der  
Alten« Fausto Testa 210
- 24 »Geschichte der Kunst des Alterthums« und  
»Anmerkungen über die Geschichte der Kunst  
des Alterthums« Elisabeth Décultot 224

## VI Inhalt

- 25 »Versuch einer Allegorie, besonders für die Kunst.  
Johannes Rößler 242
- 26 »Monumenti antichi inediti«  
Mathias René Hofer 249

## IV Rezeption

### A Literatur

- 27 Kritische Zeitgenossen: Lessing, Heyne,  
Herder Katherine Harloe 258
- 28 Die Winckelmann-Rezeption der klassisch-  
romantischen Moderne um 1800  
Harald Tausch 267
- 29 Winckelmann-Verehrung und Winckelmann-  
Biographik Johannes Rößler 278
- 30 Winckelmann in der fiktionalen  
Literatur Federica La Manna 289

### B Bildende Kunst

- 31 Die authentischen Porträts  
Winckelmanns Reimar F. Lacher 296

- 32 Winckelmann als Symbolfigur der Kunst-  
geschichte des 19. Jahrhunderts  
Christoph Schmälzle 306
- 33 Winckelmann und die Kultur der Umris-  
szeichnung im Neoklassizismus 319  
Piera Giovanna Tordella

### C Philologie und Altertumswissenschaft

- 34 Publikationsgeschichte, Übersetzungen und Edi-  
tionsgeschichte (1755–1834)  
Stefano Ferrari 330
- 35 Winckelmann in der Altertumskunde:  
Wissenschaftsgeschichte und Wissenschafts-  
institutionen Adolf H. Borbein 339

## V Anhang

- Siglen und Abkürzungen 348
- Abbildungs- und Bildquellenverzeichnis 350
- Autorinnen und Autoren 352
- Register der Werke Winckelmanns 354
- Personenregister 356
- Sachregister 367

# Vorwort

Johann Joachim Winckelmann war zu seiner Zeit der zweifellos namhafteste und wirkungsmächtigste Kenner der antiken Kunst. Sein Einfluss strahlt weit über die Archäologie hinaus auf Sammlungskultur, Antikenrestauration, Geschmacksbildung, Ästhetik, Kunstproduktion und Literatur aus. Gewiss – selbst den Lesenden ist Winckelmanns Name in der Gegenwart weniger geläufig, als er es den Gebildeten am Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jh. war. Wer sich für die Zeit der Aufklärung, für Klassizismus und Romantik interessiert, wird jedoch früher oder später auf Winckelmann stoßen. Jeder Versuch, ein Handbuch zu Winckelmanns Leben und Werk im Vorwort mit der Bedeutung dieses Archäologen zu begründen, wäre, so gesehen, redundant.

Allerdings sind Anlässe gegeben, ein solches Handbuch jetzt zu veröffentlichen. Winckelmann wurde am 9. Dezember 1717 in Stendal in der Altmark geboren und am 8. Juni 1768 in Triest ermordet. Auf das Jahr 2017 fällt sein dreihundertster Geburtstag, auf das Jahr 2018 sein zweihundertfünzigster Todestag. Schon von beiden Gedenkjahren für sich genommen geht ein hinreichender Anstoß aus, um Person und Werk neu zu würdigen und eine Bestandsaufnahme des aktuellen Wissens vorzunehmen. Für weitere Begründungen des Unternehmens sorgt die Forschungslage; denn in Hinblick auf den Diskussionsstand ist ein Referenzwerk ohnehin überfällig. Wer nach einer Gesamtdarstellung zu Winckelmann sucht, sieht sich nach wie vor auf Biographien angewiesen – allen voran auf Carl Justis wiederholt aufgelegtes Werk *Winckelmann und seine Zeitgenossen*, das erstmals 1866–1872 erschien. Dass der Winckelmann-Überblick bislang eine Sache der biographischen Literatur war, ist kein Zufall: Zum Ruhm des Archäologen trug sein Lebenslauf nicht weniger bei als seine Veröffentlichungen und Briefe.

Das Winckelmann-Handbuch kann und will die biographisch orientierte Winckelmann-Literatur aus einer Hand nicht ersetzen. Es möchte sich vielmehr Herausforderungen stellen, die in den vergangenen

Jahren und Jahrzehnten entstanden sind. Damit meinen wir vor allem eine fortschreitende Intensivierung und Diversifikation der Winckelmann-Forschung. Winckelmanns Werk liegt im Schnittpunkt mehrerer wissenschaftlicher Disziplinen – vor allem der Archäologie (für die er ein früher Vertreter der Fachgeschichte ist), der Kunstgeschichte und der Literaturwissenschaft. In zunehmendem Maß hat sich die Forschung mittlerweile den Quellen zugewandt, die Winckelmann zugänglich waren und die er verwendet hat. Eine eigene Rolle spielt dabei die Berücksichtigung seines handschriftlichen Nachlasses, der zu einem großen Teil aus Exzerpten besteht und Einblick in Quellenkenntnisse und Arbeitsmethodik des Verfassers gewährt. Die kritische Werkausgabe (*Schriften und Nachlass*) erschließt die archäologischen Zeugnisse, auf die Winckelmann Bezug nimmt, ebenso die Quellen, die in seine Schriften eingehen; sie macht darüber hinaus unpublizierte Schriften und Vorstufen zugänglich. Auch solche Winckelmann-Schriften, die lange ein Schattendasein führten und wenig Beachtung fanden oder – wie die Briefe – selten als literarisch eigenständiger Teil des Gesamtwerks angesehen wurden, lassen sich jetzt detailreicher und genauer in ihren Problemstellungen beschreiben und breiter kontextualisieren. Wissensbereiche, an denen Winckelmann in der einen oder anderen Weise partizipierte, treten deutlicher ins Licht und zeigen ein differenzierteres Profil. Zu ihnen gehört vor allem die zeitgenössische Altertumskunde mit ihren verschiedenen Unterabteilungen. Die Winckelmann-Rezeption bietet ihrerseits ein zerklüftetes Bild. Das Handbuch versucht, verschiedenen ihrer Aspekte angemessenen Raum zuzugestehen.

Hohe Zeit jedenfalls, Leben und Werk des Altertumskenners einer Sichtung zu unterwerfen. Der Forschungslage entsprechend, zu der Vertreter mehrerer Disziplinen aus vielen Ländern ihren Beitrag leisten, ist das vorliegende Handbuch in seinem Ursprung ein italienisch-deutsches ›Joint venture‹-Projekt, in seinem Ergebnis hingegen ein Gemeinschaftswerk zahl-

reicher Winckelmann-Kenner aus Europa und Nordamerika. Es ist der Ausgangslage gemäß, dass ein vielschichtiges Publikationsvorhaben wie das vorliegende kein in sich geschlossenes Winckelmann-Bild ergibt, ja nicht einmal frei von unterschiedlichen Perspektiven und inneren Spannungen bleibt.

Zwar – die Arbeit an einem Handbuch ist für jeden Autor auch ein Entsagungsgeschäft und steht unter anderen Gesetzen als die Arbeit an einem üblichen Sammelband-Beitrag. In erster Linie sind die Beiträge keine Wortmeldungen der Autoren in eigener Sache, sondern, dem Charakter eines Referenzwerks gemäß, Überblicksdarstellungen mit Einführungscharakter. Dennoch hatten die Beiträger die Freiheit, den Aufbau, erst recht natürlich die Zielrichtung ihrer Darlegungen selbst zu entwickeln und eigene Akzente zu setzen. Auf jeden Fall treffen im Winckelmann-Handbuch auch unterschiedliche Argumentationskulturen, Darstellungsweisen und Diktionen aufeinander. Das Handbuch entspricht dann den Absichten der Herausgeber, wenn es, wenigstens im Ansatz, gelungen ist, gerade so Sachlage und Forschungsstand zu repräsentieren und beide auch den Nichtspezialisten näher zu bringen. Winckelmann, wie er sich in der gegenwärtigen Forschungslandschaft zeigt, bildet weniger als je ein geschlossenes Ganzes.

Den Stoff zu einer eigenen Erzählung könnten die Aventüren abgeben, die Autoren und Herausgeber be-

stehen müssen, wenn sie sich, zumal unter einem gewissen Druck der Termine, auf ein Handbuchprojekt einlassen. Den Herausgebern liegt daran, die konstruktive Zusammenarbeit mit allen Beteiligten hervorzuheben: Die Verfasser waren bereit, neben ihren übrigen Verpflichtungen, zuweilen trotz erheblicher gesundheitlicher Einschränkungen, die Arbeit an Handbuchbeiträgen auf sich zu nehmen. Die meisten Leerstellen, die aus unterschiedlichen Gründen bei der Arbeit entstanden, konnten wir mit spontaner Unterstützung durch Fachleute füllen. Für ihre Bereitschaft zur Mitarbeit an dem Handbuch danken wir an dieser Stelle allen Autoren, die darin vertreten sind. Das Winckelmann-Handbuch ist ihre Leistung. – Ein eigener Dank geht an den Metzler-Verlag, der sich auf das Projekt einließ, die Rahmenbedingungen zur Verfügung stellte, die Vielsprachigkeit der Beiträge entwirrte und uns in den verschiedenen Stadien der Entstehung unterstützte.

Niemand weiß besser als die Herausgeber, dass das Handbuch in Konzeption und Ausführung Wünsche offen lässt. Für Unzulänglichkeiten, die nicht zu beheben waren, nicht weniger für solche, die uns entgangen sind, übernehmen die Herausgeber allein die Verantwortung.

Berlin, im Februar 2017

*Martin Disselkamp*

# I Biographie

# 1 Herkunft, Kindheit, Schulzeit

## Quellen und Literatur

Die Quellen zu W.s altmärkischer, insbesondere Stendaler Zeit sind dürftig. Mit Ausnahme zweier eigenhändiger lateinischer Stipendiengesuche vom 9. April 1734 und 7. Januar 1738, letzteres unpubliziert (Bruer 2007, 11–12; Winkelmann: *Lettere* 2016, 92–96) sind Aufzeichnungen und Briefe W.s nicht erhalten; sie beginnen erst 1742. Auf die Zeit vor Nöthnitz geht W. ausführlich im Bewerbungsschreiben an Büнау 1748 ein (*Br. I*, 79–81; hier dt. zit. nach Segelken 1917, 26–27). So ist man für die frühe Zeit auf Familiennachrichten (*Br. IV*, 371–381) und Erinnerungen von Uden (*Br. IV*, 167–172) an die gemeinsame Schulzeit 1733–1735 angewiesen. Für den Salzwedler und Seehausener Aufenthalt sind u. a. Aufzeichnungen von Kleinow (Cleinow), den W. in Stendal kennenlernte, hilfreich (*Br. IV*, 180–183). Bereits 1764 veröffentlichte der Rektor der Schule in Seehausen, Paalzow, eine »Kurzgefaßte Lebensgeschichte« (*Br. IV* 167–172; Irmscher 1986, 31–35). Weitere Zeitzeugnisse für die Hadmerslebener und Seehausener Jahre bieten Berichte von Boysen und die Briefe an Nolte (zusammengefasst und bewertet bei Irmscher 1986, 32–35). Die wortreiche Biographie des späteren Stendaler Rektors Walther (*Br. IV*, 189–193) von 1780 sowie spätere Berichte (*Br. IV*, 193–202) tendieren dazu, W.s Zeit in Italien von den »dunklen« dreißig Lebensjahren in der Altmark und in Halle scharf abzusetzen, wie es W. seit 1748 gelegentlich selbst tat (z. B. *Br. I*, 119: »Du weißt, wie sauer es mir geworden, durch Mangel und Armuth durch Mühe und Noth habe ich mir müßen Bahn machen. Fast in allen bin ich mein eigener Führer gewesen.«). Goethe nannte W. 1805 daher eine »antike Natur«, der »dreißig Jahre Niedrigkeit, Unbehagen und Kummer« unbeschadet überstanden habe (Goethe 1969, 210). Die Gegenüberstellung der beiden Lebensabschnitte führte zu einem biographischen Muster, in dem Details aus der späteren Karriere im Sinne einer »inneren Berufung« fiktiv bis in die Kindheit (früheste Kenntnisse von Altertümern, Ausgraben von Urnen und Gräbern usw.) angesiedelt werden. Nicht ganz frei davon, dennoch lesenswert und fundiert ist noch heute die Biographie Justis (1956) in ih-

rer Einbindung in die kulturgeschichtliche Situation Preußens, die heute durch neuere Biographien wie die von Leppmann (1971) ergänzt wird. Den sozial- und bildungsgeschichtlichen Kontext der Zeit neu aufgearbeitet hat jüngst Harloe (2013), basierend auf der Arbeit von La Vopa (1988).

## Stendal im 18. Jahrhundert

Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges, mehrere Pestwellen und folgenreiche Brände waren Ursache dafür, dass es in Stendal, der einstigen Hansestadt und Hauptstadt der Altmark, 1719 nur noch 601 bewohnte Häuser und 60 wüste Stellen gab. Die Einwohnerzahl war (1723) auf etwa 3000 zurückgegangen. Stendal wurde aber Garnisonsstandort, was einerseits eine hohe steuerliche Belastung für die Bevölkerung bedeutete, andererseits aber der heimischen Tuchmacherei (1723: 78) und Leinenweberei (1723: 20) Aufschwung gab (Enders 2008, 97) und auch den 59 Schustern (Götze 1873, 524; Koch 2015, 27), darunter W.s Vater Martin, zunächst Einkünfte, wenn auch sehr bescheidene, verschaffte. Die hohe Zahl von Schustern erklärt sich auch daraus, dass seitens des Staates und der Kirche Arbeit bzw. Berufstätigkeit als Bedingung für die Unterstützung bei Armut oder im Alter galt. Für das Ausüben des Schuhmacherhandwerks waren zudem nur geringe Qualifikations- und Kapitalvoraussetzungen nötig, so dass die Meisterzahlen im 18. Jh. in Relation zur Bevölkerung überproportional anstiegen (Grießinger 1990, 227; Enders 2008, 949; 1697: 34; 1800: 97). Es wundert nicht, dass die Bürgerrolle Stendals von 1723 das Auskommen der meisten Schuster als »notdürftig« ausweist.

## Die Familie Winkelmann

Die Winkelmanns waren eine alteingesessene Stendaler Schuhmacherfamilie, die sich bis ins 16. Jh. zurückverfolgen lässt (*Br. IV*, 371). Der Großvater Nikolaus ging 1720 (gest. 1726) in den Ruhestand und zog in das St. Georg Hospital, wo er das Amt des Hofmeisters übernahm (Wolf 1938, 282; *Br. IV*, 371–372). Martin, W.s Vater, wurde nach Wanderjahren ebenfalls Meister in Stendal. Laut Hypothekenbuch hat er 1716 »das Haus mit der Frau geheiratet« (Boenigk 1909,

383); die Mutter stammte aus einer angesehenen Stendaler Tuchmacherfamilie. Am 9. Dezember 1717 wurde ihr einziger Sohn Johann Joachim geboren und drei Tage später getauft (s. Kirchenbucheintrag St. Petri, *Br. IV*, 374; s. auch Aufzeichnung des Vaters, *Br. IV*, 372). Der Stendaler Bürgerrolle von 1723 (*Br. IV*, 373) ist zu entnehmen, dass Martin W. mit »nohtdürfftig[em]« Auskommen einen Sohn von fünf Jahren hat, der bereits in die Schule geht. Durch Krankheit und Schulden waren W.s Eltern gezwungen, 1738 das Haus zu verkaufen; sie zogen mittellos in ein Nebenhaus des St. Georg Hospitals (Segelken 1917, 2). W. erwähnte oft die bittere Armut der Eltern, die in einem winzigen strohgedeckten Haus in der Lehmstraße 263 auf engstem Raum wohnten und arbeiteten.

### Bildung und Aufstiegsmöglichkeiten in Preußen

»Eine niedrige Kindheit, unzulänglicher Unterricht in der Jugend, zerrissene, zerstreute Studien im Jünglingsalter, der Druck eines Schulamtes [...] hat er mit vielen anderen geduldet.« So fasste Goethe (1969, 210) die Jugendzeit W.s zusammen und verweist damit auf ein gängiges Phänomen von Aufstiegsmöglichkeiten für eine heranwachsende Schicht Bildungsuchender aus untersten Bevölkerungsschichten in Preußen. Unter Friedrich Wilhelm I. wurde das preußische Heer von 13 000 auf 80 000 Mann aufgestockt, dessen Führungspositionen der Adel einnahm, ebenso wie die höchsten Stellen der Zivilverwaltung. Der Adel war kaum noch bereit, weniger lukrative kirchliche und administrative Stellen zu besetzen. Es bildete sich, eingebettet in die ohnehin stark karitativ wirkende lutherische Kirche, ein System von Förder- und Sponsorenmöglichkeiten für hochbegabte Kinder der untersten, traditionell bildungsfernen Schichten heraus, von der Lateinschule bis zu einer auf zwei Jahre festgelegten Universitätsausbildung. Man brauchte qualifizierten Nachwuchs für den gewachsenen Staatsapparat der aufgeklärten Monarchie und für die Kirchenämter, die quasi Staatsämter waren (»geförderte Mobilität«, Vierhaus 1981, 20–21; La Volpa 1984; Harloe 2013, 35–38). Die ersten dreißig Lebensjahre W.s sind typisch für dieses Fördersystem, das auch eine Kehrseite hatte: es war stets verbunden mit bleibenden finanziellen Abhängigkeiten und auferlegten erniedrigenden Tätigkeiten, begleitet von Widerständen des Mittelstandes gegen Aufsteiger innerhalb der noch funktionierenden Ständegesellschaft. Erst langsam wuchs das soziale Bewusstsein der gebildeten Schichten.

### Schulzeit in Stendal

Über die ersten Schuljahre W.s haben wir keine Nachrichten, außer dass er bereits mit 5 Jahren zur Schule ging, vermutlich in die Küsterschule St. Petri; Küsterschulen waren an die vier Hauptkirchen in Stendal angeschlossen (Schule 1992, 147). Eine höhere Schule zu besuchen, setzte mindestens die Lesefähigkeit voraus. Frühzeitig scherte der junge W. aus der familiären Schuhmacher-Tradition aus, indem er sich für die Lateinschule bewarb, die er etwa seit 1726 besuchte, in Stendal nur »Große Stadtschule« genannt. Sein Schul- und Jugendfreund Uden bescheinigt ihm diesen frühzeitigen Bildungshunger (*Br. IV*, 168). W. war wegen der prekären finanziellen Situation der Eltern auf eine der wenigen geförderten Kurrende-Plätze angewiesen (1719: 11 Schüler. s. Götze 1865, 53). Kurrende-Klassen wurden als »Wohltätigkeitsanstalt« betrachtet (Götze 1865, 53), weil Kurrende-Schüler Kleidung, Nahrung und Schulmittel kostenlos bekamen, aber durch die Stadt ziehend Geld mit ihrem Gesang erbeteln mussten (Biester 2003, 85). Als W. »durch seinen Fleiß in die höheren Classen« gekommen war (Uden, *Br. IV*, 167), wurde er Chormitglied, von 1734–35 sogar Präfekt des Chores, der auch Orgel spielte (was er schon in Hadmersleben angeblich wieder verlernt hatte; *Br. I*, 45). Chorschüler trugen meist lateinische Gesänge vor, »wurden in Figuralchören sorgsam ausgebildet und intonierten ihre mehrstimmigen Gesänge zumeist stehend vor den Häusern [der Reichen]« (Biester 2003, 85). Das tägliche Leben besonders der Kurrende-, aber auch der Chorschüler war hart, der eigentliche Schulunterricht wurde oft unterbrochen, da sie zudem ständig als Begleitung der Gottesdienste, Begräbnisse, Hochzeiten, Taufen und an diversen kirchlichen Feiertagen eingesetzt wurden. Das Geld, das die Choristen ersangen, war ansehnlich, insbesondere der Chorpräfekt erhielt eine erhebliche Summe, mit der W. seine Eltern auch unterstützen konnte. Die Choristen waren dem Kantor der Marienkirche, dem dritten Lehrer der Schule, zugeteilt. Den Oberküster Fuß, den Pastor der Marienkirche Schröder und seinen Lehrer Rassbach, zuständig für die Kurrende-Klasse, grüßte W. noch von Rom aus und nannte sie die »theuren Freunde und meine Wohlthäter und Lehrer« (*Br. I*, 226). Auch verdingte sich W. als »Pädagoge«, der Kinder beaufsichtigte und jüngeren Schülern Unterricht erteilte (Uden, in: *Br. IV*, 167).

Die Lateinschule war im Chor der aufgelassenen Franziskanerkirche Stendals untergebracht, der in zwei Etagen geteilt war; die untere gehörte zur Schule, die

obere diente als Ratskornboden (Enders 2008, 1228–1229; Habendorf 2011, 14). Dort war ein Raum geschaffen für die Prima und Secunda, ein weiterer für die Tertia, von der mit einer Bretterwand die Quarta und Quinta abgetrennt wurde. Rektor war Tappert, der in seiner Antrittsrede von 1696 über die Nachahmung des Ciceronischen Lateins sprach (Götze 1865, 191; Justi I, 31). Es wundert nicht, dass W. sich seit der Schulzeit am Ciceronischen Stil orientierte. Uden vermerkte, dass er in Latein und Griechisch solche Fortschritte gemacht habe, dass er »allen seinen Mitschülern zum Muster vorgestellt wurde« (Br. IV, 167). Tappert, fast erblindet, nahm 1732 W. als Famulus in sein Haus auf (Br. IV 167, 184). Der öffentliche Unterricht betrug wöchentlich 20 Stunden und wurde durch Privatunterricht (als Einnahmequelle der Lehrer) ergänzt. Noch weitgehend nach Melanchthon standen Latein, Katechismus und Singen im Zentrum, lateinische Sprachkompetenz galt als Grundlage theologischen Urteilsvermögens, erstrebt waren das Beherrschen rhetorischer Muster und die Fähigkeit, selbstständig lateinische Gedichte, Aufsätze und Reden zu verfassen (Koerrenz 2001, Sp. 91); solche lateinische Musterbriefe von W. sind erhalten (Hamburger Nachlass N IV, 82 fol. 172a: »Fasciculus epistolarum latinarum a. d. xxvi. Jul. 1732«). Griechisch wurde in der Tertia in zwei, dann in drei Stunden wöchentlich unterrichtet; eine Stunde davon galt den klassischen Autoren; gelehrt wurden die Anfänge des Hebräischen als dritte Sprache der Bibel. Das Griechische, in dem Tappert offensichtlich weniger bewandert war, beschränkte sich auf Texte aus Anthologien zu Isokrates, Hesiod, Phokylides oder Theognis (Kochs 2005, 16). Die Fächer Geschichte und Geographie wurden in Privatstunden gegeben, die Tappert aber auch für arme Schüler kostenlos erteilt haben soll. Ob Mathematik und Geometrie im öffentlichen Unterricht gelehrt wurden, ist unklar, zumindest hatte Tappert 1719 die Fächer beantragt (Götze 1865, 126). Neu war die Einführung in die deutsche Poetik, dem allgemeinen Trend folgend, den Regional- und Nationalsprachen wachsende Bedeutung einzuräumen (Koerrenz 2001, Sp. 92; Arnold 1711, 431). Der Schulactus von 1732, an dem W. als Schüler der Mittelprima teilnahm, war in Latein, Deutsch und Französisch gehalten (Götze 1865, 126; 193–194). W. sprach »Von dem Wunderbaren Rath Gottes, wie solcher an den Salzburgischen Emigranten herrlich ausgeführt« und hatte darüber zu disputieren, ob das Gottesbild dem ersten Menschen anerschaffen oder als eine natürliche Gabe zur Entwicklung gelangt sei (Br. IV, 375). Der fünfzehnjährige W. schenkte nach gehal-

tener Disputation der Schulbibliothek eine umfangreiche theologische Schrift des französischen Protestanten Pierre Du Moulin (1568–1658) von 1640 (Justi I, 33), versehen mit seiner Widmung. Als Uden 1733 auf die Schule kam, hatte W. bereits die Aufsicht über den Bücherschrank, die sog. Schulbibliothek (Justi I, 29–30). Er erinnerte sich an die »schönen Ausgaben Lateinischer Schriftsteller [und] auch [an] einige Bände von dem neu eröffneten Adelichen Ritterplatze« (Br. IV, 167), die W. aber kaum, wie Uden meinte, »die Idee von den berühmten Kunstwerken der Mahlerey und Bildhauerkunst« vermittelt haben dürften. Nur zwei schmale Kapitel berühren alte und neue Münzen, Inschriften aller Völker sowie ein »Antiquitäten-Zimmer«, allerdings ohne antike Kunstwerke vorzuführen oder abzubilden. Der sechzehnjährige W. war bereits im April 1734 entschlossen zu studieren. So verfassten Tappert, der Vater und W. (er in Latein) Stipendiegesuche, die zunächst abschlägig beschieden wurden. Der Vater betonte, dass es nicht gelungen sei, den Sohn zu überreden, ebenfalls ein Handwerk zu erlernen, vielmehr sei er »bei seinem Vorhaben [zu studieren] beständig geblieben« (Bruer 2007, 20), während W. darum bat, »daß Ihr, um Eurer Güte gegen die Studien der schönen Künste und Wissenschaften willen, mich Armen! mit der Wohltat unterstützt, mit der Ihr diejenigen Kinder von Bürgern guten Leumunds auszuzeichnen pflegt, die ernsthaft studieren« (Bruer 2007, 21; so auch Uden, Br. IV, 168). Erst ein Bittschreiben vom Januar 1738 führte zum Stipendium. Im Winter 1735 verließ W. die Stendaler Stadtschule. Wie aus dem folgenden Wechsel der Schule zu schließen ist, lag der Grund in dem Wunsch, das mangelnde Griechisch auf einem Gymnasium zu verbessern.

### Suche nach Bildung: Unterricht in Berlin

Auf Empfehlung von Tappert besuchte der siebzehnjährige W. vom 18. März 1735 bis Herbst 1736 das Cöllnische Gymnasium in Berlin (Br. III, 523) und wirkte bei der Schönbeckschen Stiftung Stendal Büchergeld (Br. IV, 375–376). Rektor Bake, ein Altmärker, nahm ihn bei sich auf, dafür übernahm W. die Aufsicht über dessen Kinder und unterrichtete sie (Justi I, 35). Er genoss auch die Gastlichkeit des altmärkischen Pastor Kühze (Segelken 1917, 9; Br. I, 432, 535) und wurde bekannt mit Frisch, dem Rektor des Gymnasiums zum Grauen Kloster (Justi I, 35). In der Prima wurden hier in Griechisch Herodians Kaisergeschichten und Homer in wöchentlich zwei Stunden gelesen (Kochs 2005, 17). Die Anfänge von W.s le-

benslanger Beschäftigung mit Homer dürften in das Berliner Jahr zurückgehen. Konrektor und damit auch W.s Lehrer war Damm, der gerade am Beginn seiner Karriere stand und später Lehrer von Moses Mendelsohn war. Damms erste Veröffentlichungen galten u. a. der Pseudo-Homerischen Batrachomyomachie (1735), die auch Unterrichtslektüre war (Kochs 2005, 16–17). Zwar interessierte Damm nicht die Dichtkunst Homers, sondern nur das homerische Vokabular, doch war er überzeugt, »dass die Nachahmung der Griechen zur Hebung des kulturellen Niveaus in Deutschland« führen würde; auch galt für ihn eine Überlegenheit der griechischen über die lateinischen Schriftsteller – zwei spätere Leitgedanken W.s (Bäbler 2012, 180). Eine neue Welt, die der Bücher, eröffnete sich ihm in Berlin: Er besuchte die Churfürstliche Bibliothek, deren Buchbestand bis 1740 auf 72000 Bände angewachsen war (Kunze 1961, 10). Gerade war die Societät der Wissenschaften dabei, die mathematische und medizinische Literatur aus dem Gesamtbestand herauszulösen (Harnack 1901, 180), was die wachsende Bedeutung dieser Disziplinen unterstreicht, für die sich W. wenige Jahre später interessieren wird. Keinen Hinweis gibt es, dass er mit Begers »Thesaurus Brandenburgicus« (1696–1701) bekannt wurde und damit mit dem Antikenbestand. Im Einschreibebuch notierte Bake bei W.s Abgang treffend, er sei ein »homo vagus et inconstans« (Richter 1968, 746).

### Suche nach Bildung: Unterricht in Salzwedel

Von Berlin nach Stendal zurückgekehrt, ging W. noch im selben Jahr nach Salzwedel. Im Schulbuch der Altstädter Schule wurde er am 15.11.1736 eingetragen (*Br.* IV, 180; Danneil 1822, 62–63). Rektor der Schule war Scholle (Schwarz 1882, 2), der u. a. gute Sprachkenntnisse auch des Griechischen besaß (Justi I, 50, *Br.* I, 114). In Salzwedel war der Unterricht in der Prima erstaunlich substanziell: Zwei Wochenstunden wurden auf das Neue Testament verwendet; in vier weiteren Stunden wurden Platons Apologie des Sokrates, Hesiods Werke und Tage, Aristoteles' Rhetorik, Theophrasts Charaktere und Xenophons Erziehung des Kyros gelesen (Kochs 2005, 19). Durch Privatunterricht versuchte W. sich selbst zu finanzieren. Sein erwachter Bücherhunger führte ihn zu Fuß bis nach Hamburg, um aus der Bibliothek des 1737 verstorbenen Fabricius griechische und lateinische Autoren zu erwerben, vor der offiziellen Versteigerung 1741 (Kochs 2005, 19).

### Literatur

- Arnold, Gottfried: Der Woleingerichtete Schul-Bau: Nach denen vornehmsten Stücken einer Christlichen Schule [...]. Leipzig; Stendal 1711.
- Bäbler, Balbina: Winckelmanns lateinische Gedichte aus Homer. In: Lehmann, G. A./Engster, D./Nuss, A. (Hg.): Von der bronzezeitlichen Geschichte zur modernen Antikenrezeption. Göttingen 2012, 163–182.
- Biester, Matthias/Vohn-Fortage, Klaus: Armut, Bettel und Gesang: Hamelner Kurrende. Hameln 2003.
- Boenigk, Otto von: Winckelmanns Abstammung. In: Beiträge zur Geschichte, Landes- und Volkskunde der Altmark 2 (1909) 6, 380–385.
- Bruer, Stephanie-Gerrit: Winckelmann-Museum: Ein Gang durch die Ausstellung. Hg. von Max Kunze. Stendal 2007.
- Danneil, Johann Friedrich: Geschichte des Gymnasiums zu Salzwedel. Salzwedel 1822 (Reprint 2006).
- Enders, Liselotte: Die Altmark: Geschichte einer kurmärkischen Landschaft in der Frühzeit (Ende d. 15. bis Anfang d. 19. Jh.). Berlin [2008].
- Goethe, Johann Wolfgang von: Winckelmann und sein Jahrhundert: in Briefen und Aufsätzen. Leipzig 1969.
- Götze, Ludwig: Geschichte des Gymnasiums zu Stendal von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Stendal 1865.
- Götze, Ludwig: Urkundliche Geschichte der Stadt Stendal. Stendal 1873. (Leipzig Verlagsgesellschaft 1993).
- Griefsinger, Andreas: Schuhmacher. In: Lexikon des alten Handwerks: Vom Spätmittelalter bis ins 20. Jahrhundert. München 1990, 224–230.
- Habendorf, Simone: Stendaler Große Schule. In: Winckelmann-Blätter 19 (2011), 10–17.
- Harloe, Katherine: Winckelmann and the invention of antiquity: History and aesthetics in the age of Altertumswissenschaft. Oxford 2013.
- Harnack, Adolf: Geschichte der königlich-preufischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Berlin 1901.
- Irmischer, Johannes: Johann Joachim Winckelmann in der Sicht seiner altmärkischen Zeitgenossen. In: Gaethgens, Thomas W. (Hg.): Johann Joachim Winckelmann: 1717–1768. Hamburg 1986, 31–40.
- Justi, Carl: Winckelmann und seine Zeitgenossen. 3 Bde. Köln <sup>5</sup>1956.
- Koch, Detlef: Stendals Straßen: Geschichte und Geschichten. Stendal 2015.
- Kochs, Susanne: Winckelmanns Studien der antiken griechischen Literatur. Ruppolding 2005.
- Koerrenz, Ralf: Lateinschule. In: DNP 15/1, 90–92.
- Kunze, Horst/Dube, Werner: Zur Vorgeschichte der Deutschen Staatsbibliothek. In: Deutsche Staatsbibliothek 1661–1961: Geschichte und Gegenwart. Leipzig 1961, 1–48.
- La Vopa, Anthony: Grace, talent and merit: Poor students, clerical careers, and professional ideology in eighteenth-century Germany. Cambridge 1988.
- Leppmann, Wolfgang: Eine Biographie. Frankfurt a. M. 1971.
- Richter, Wolfgang: »Homo vagus et inconstans«: Ein Urteil über Winckelmann. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Universität Rostock I (1968), 7/8, 731–746.

- Schule und Absolutismus in Preussen: Akten zum preußischen Elementarschulwesen bis 1806. Bearb. u. hg. von Wolfgang Neugebauer. Berlin 1992.
- Schwarz, Paul: Einiges zur Geschichte des Salzwedeler Gymnasiums, Salzwedel 1822.
- Segelken, [Heinrich]: Winckelmann 1717–1768: Ein Lebensbericht zum 200. Geburtstag seiner Geburt. Stendal 1917.
- Winckelmann, Johann Joachim: Lettere. Hg. von Maria Fanfani und Joselita Raspi Serra. 3 Bde. Roma 2016.
- Wolf, Siegmund A.: Johann Joachim Winckelmanns Vorfahren. In: Montagsblatt: Wissenschaftliche Beilage der Magdeburgischen Zeitung, Nr. 36 vom 05.09.1938, 281–283.
- Vierhaus, Rudolf: Deutschland im 18. Jahrhundert: soziales Gefüge, politische Verfassung, geistige Bewegung. In: Das pädagogische Jahrhundert: Volksaufklärung und Erziehung zur Armut im 18. Jahrhundert in Deutschland. Weinheim 1981, 15–28.

*Agnes Kunze/Max Kunze*

## 2 Studienzeit in Halle (Saale) und Jena

Die Friedrichs-Universität Halle zählte zu Beginn des 18. Jh. zu den meistbesuchten Universitäten Deutschlands. Aus ihr gingen so berühmte Persönlichkeiten hervor wie der Komponist Georg Friedrich Händel (1685–1759), der Historiker Johann Christoph von Dreyhaupt (1699–1768) und Dorothea Christiana Erxleben (1715–1762), die erste ordentlich promovierte Ärztin Deutschlands. Ursprüngliches Anliegen der 1694 gegründeten Universität war die Ausbildung von Standespersonen zu leitenden Beamten des Militär- und Zivildienstes. Das Lehrangebot umfasste sowohl Staats- als auch Naturwissenschaften. Unter dem Einfluss des Rechtsgelehrten und Philosophen Christian Thomasius (1655–1728) und des Universalgelehrten Christian Wolff (1679–1754) wurde die Universität zu einem Ausgangspunkt der deutschen Aufklärung. Auf pietistischen Druck 1723 aus Halle verbannt, kehrte Wolff erst im Dezember 1740 dorthin zurück.

Im Jahre 1737 erneuerte Friedrich Wilhelm I. sein am 1. November 1727 erlassenes Edikt, »jeder angehende evangelisch-lutherische Pfarrer in des Königs Landen« habe eine zweijährige Studienzeit in Halle zu absolvieren (Wallmann 2008, 392). W. hätte wohl gern Medizin studiert, doch die Theologische Fakultät war die einzige, die mittellosen Studenten die Studiengebühren erließ. Auf Fürsprache des Rektors der Stendaler Lateinschule Esaias Wilhelm Tappert gewährte die Stiftung des 1605 in Stendal verstorbenen Bürgermeisters Bartholomäus Schönbeck und seiner Frau Margarethe (Sitz Marienkirche Stendal) 1736 bereits ein Bücherstipendium und nun ein zweijähriges Universitätsstipendium. Am 4. April 1738 schrieb sich W. in der neben dem Alten Rathaus gelegenen Ratswaage, dem damaligen Hauptgebäude, unter der Nummer 29 in die Matrikel ein (Justi 1866–1872 I, 46). Sowohl sein Matrikeleintrag als auch seine obligatorischen Collegien werden von Justi (ebd. I, 483) dokumentiert, darunter diejenigen des Professors Siegmund Jakob Baumgarten (1706–1757) über den Römer- und den Hebräerbrief.

Baumgartens Bedeutung liegt in der Anwendung der Wolffschen Philosophie auf die Theologie und in dem Versuch, die Dogmen mit rationaler Beweisführung zu stützen oder einzuschränken. Baumgarten gilt zudem als Wegbereiter der historisch-kritischen Methode. Voltaire nannte ihn »die Krone der deut-

schen Gelehrten« (Allgemeine Deutsche Biographie II, 161). Baumgartens vielbändige *Übersetzung der Allgemeinen Welthistorie* [...] (Halle 1744–1759) aus dem Englischen diente W. später als historische Quelle (Demandt 1986, 308). Als er sich im Sommer 1748 auf dem Weg nach Nöthnitz befand, stattete er Baumgarten einen Besuch ab.

Der Theologe Joachim Lange (1670–1744) war Nutznießer der Vertreibung Wolffs aus Halle. Drei Semester lang hörte W. den knapp siebzehnjährigen Professor zur *Oeconomia Salutis Evangelica, Eaqve Dogmatica* [...] (Justi 1866–1872 I, 483).

Bei dem Privatdozenten und Professor für Philosophie Alexander Gottlieb Baumgarten (1714–1762), dem jüngeren Bruder Siegmund Jakob Baumgartens, hörte W. Logik und Geschichte der alten Philosophie, Metaphysik und schließlich philosophische Enzyklopädie (Justi 1866–1872 I, 90). Mit seiner Dissertation *Meditationes philosophicae de nonnullis ad poema pertinentibus* (*Philosophische Betrachtungen über einige Bedingungen des Gedichtes*, 1735) begründete Baumgarten die Ästhetik als philosophische Disziplin und legte die Grundlagen zur Theorie der sinnlichen Erkenntnis. Laut Friedrich Eberhard Boysen hat W. »kein Collegium ganz ausgehalten, außer Alexand. Gottl. Baumgartens Publicum, worin er die Encyclopädie vortrug; und dieses wegen der Bücherkenntniß, die dabey vorkam« (*Br.* IV, 173). Im Jahre 1740 wurde Alexander Gottlieb Baumgarten Professor der Weltweisheit und der schönen Wissenschaften an der Brandenburgischen Universität Frankfurt.

Der Ordinarius der Theologischen Fakultät Christian Benedict Michaelis (1680–1764), auch Professor der orientalischen Sprachen und des Griechischen, interpretierte die Bibel unter sprachwissenschaftlichem, quellen- und textkritischem Aspekt. Der bereits erwähnte Friedrich Eberhard Boysen, der spätere Übersetzer des Koran, war ab 1737 sein Student (Hentrich 2010, 42–45). W.s vornehmliches Interesse war bekanntlich auf die Studien griechischer Schriften gerichtet, wozu er – soweit möglich – die Bestände der öffentlichen Bibliotheken nutzte. Die Universitätsbibliothek in der Waage umfasste kaum 10.000 Bände und war an drei Nachmittagen von 1 bis 2 Uhr geöffnet.

Auch die Kulissenbibliothek des Franckeschen Waisenhauses öffnete nur an drei Tagen von 1 bis 3 Uhr, aber sie bot jene Werke, die auch W.s Interesse fanden (Justi 1866–1872 I, 48). Dagegen war die Marienbibliothek eine ununterbrochen zugängliche evangelische Kirchenbibliothek.

»Das Leben der Studierenden spielte sich nicht in den Hörsälen, Seminarräumen, Bibliotheken und Sammlungen ab. Es war eines der mehr oder minder gelehrten Konversation, die offenbar den ganzen Nachmittag einnahm und am Abend in den Weinschenken der Stadt mit weitgereisten Fremden fortgesetzt wurde« (Dilly 2002, 285–286). W. teilte sich eine Stube mit dem Medizinstudenten Samuel Benedict Lucius aus Freystadt [poln. Koźuchów], Niederschlesien. Vormittags saß er über geliehenen Büchern, die Abende genoss er im Kreise von Freunden, unter ihnen die Jurastudenten Hieronymus Dietrich Berendis aus Seehausen (Altmark) und Friedrich Wilhelm Marpurg vom altmärkischen Seehof (heute OT Neu Goldbeck, Wendemark) sowie Gottlob Burchard Genzmer aus Hohen-Lübbichow (poln. Cedynia), der gerade sein Theologiestudium absolviert hatte. 1740 stieß der junge Karl Theophil Guichard aus Magdeburg, Student der Theologie und alter Sprachen, dazu. Erwähnt werden weiterhin die Landsleute Martin Damke, Johann Kütze sowie Christian Friedrich Berendis (Irmischer 1986, 32).

Als W.s Seelsorger wird der aus Neuruppin stammende Pastor Adam Struensee (1708–1798) genannt, der an der Universität auch über Moral und Exegese las (Justi 1866–1872 I, 58). Nach vier Semestern brach W. sein Studium ab. Am 22. Februar 1740 händigte Christian Benedict Michaelis, Dekan der Theologischen Fakultät, »Ioannes Georgius Winckelmann« ein zwar wohlwollendes, aber nach W.s eigenen Angaben nur »sehr kahles Theol. Zeugniß« (*Br.* III, 462) aus. Über seinen Seelenzustand habe die Fakultät nicht genügend erfahren können, hieß es. Da er aber regelmäßig zu den Vorlesungen erschienen sei, bestehe die Hoffnung, er habe »einige Frucht« mitnehmen können (*Br.* IV, 377).

W. blieb in Halle und sammelte praktische Erfahrungen. Im Sommer 1740 vertraute ihm der 72-jährige Kanzler und erste Ordinarius der Juristischen Fakultät Johann Peter von Ludewig (1668–1743) die Neuordnung seiner Privatbibliothek an. Mit nahezu 13476 Bänden und mehr als 900 Handschriften war Ludewigs Sammlung weit umfangreicher als die Universitätsbibliothek (Schnelling u. a. 2011, 332). Zwei Jahre zuvor hatte der Student der Rechtswissenschaften Johann Ludwig Gleim versucht, Ordnung in die Bibliothek zu bringen und damit die Grundlagen für seine eigene Sammlertätigkeit gelegt. Ludewig war Professor für Geschichte und zählt wie Heinrich Reichsgraf von Büнау zu den namhaften Vertretern der Reichsgeschichtsschreibung. Seine Bibliothek

nutzte W. zum Selbststudium und Anfertigen von Exzerpten (Müller 2017, 135). Darüber hinaus erhielt er private Lektionen zum Lehnswesen. Als Hofhistoriograf und königlich preussischer Geheimrat hatte Ludewig Zugang zu bedeutenden Archiven.

Der um sechs Monate verlängerte Aufenthalt in Halle bot W. Gelegenheit, Lehrveranstaltungen zu besuchen, die seinen Neigungen entsprachen. Gottfried Sell (um 1704–1767), der später W.s *Geschichte der Kunst* ins Französische übersetzte, las neben Rechtsgeschichte über Naturwissenschaften und führte physikalische Experimente durch. Darüber hinaus beeindruckte er als Publizist und Übersetzer. Von eminenter Bedeutung für W.s Karriere ist die Begegnung mit Johann Heinrich Schulze (1687–1744), Professor für Medizin, Beredsamkeit und Altertumskunde. Dessen Sammlung griechischer und römischer Münzen mit mythologischen Darstellungen bildete später den Grundstock der archäologischen Universitätsammlung. Bereits im Sommersemester 1738 folgte W. einer Einladung zu Schulzes »Collegio privato über die Münzt-Wissenschaft«.

Während seiner mehrmonatigen Tätigkeit als Privatlehrer im altmärkischen Osterburg ersparte W. die notwendigen Mittel für die Fortsetzung seines Studiums. Er wollte sich nun den Naturwissenschaften und neueren Sprachen widmen. Im Herbst des Jahres 1741 ging er nach Jena (Herzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach). Am 1558 gegründeten Collegium Jenense hatten die Naturwissenschaften – Botanik, Chemie, Astronomie, Mathematik und Anatomie – oberste Priorität. Zu den namhaften Absolventen der Universität zählten der Philologe Johann Matthias Gesner (1691–1761) und der Archäologe Johann Friedrich Christ (1701–1756). Obwohl der regierende Herzog Ernst August I. (1688–1748) wenig in die Bildungseinrichtungen seines Landes investierte (Seemann 2012, 64), zählte Jena zu den begehrten Universitätsstandorten.

Die Studenten – im Gegensatz zu Halle vor allem bürgerlicher Herkunft – waren eine wichtige Einnahmequelle: Bier- und Weinseligkeit, Magisteressen und Doktorschmäuse leerten ihre Geldbeutel (Hill/Kösling 2012, 61). Obwohl die Studiengebühren deutlich unter denen anderer Universitätsstädte lagen, musste W. seinen Unterhalt mit Privatstunden absichern. In seinem lateinischen Bewerbungsschreiben an den Reichsgrafen von Bünau (Br. I, 80) heißt es: »Nach Jena bin ich gegangen, ich war entschlossen, meinen Geist auf die Medizin zu richten und bei der höheren Mathematik ins Schwitzen zu kommen. Die Tätigkeit aber, die bei meinen privaten Bemühungen, meinen

Lebensunterhalt zu bestreiten, verdorben wurde, ließ es kaum zu, dass ich zur Ruhe komme. Was auch immer aber es sei, das ich von da als Ertrag heimbrachte, so gestehe ich, verdanke ich wohl ganz und gar dem äußerst scharfsinnigen Hamberger. Bevor ich aber abreiste, habe ich mich intensiv der Aneignung der Grundlagen des Italienischen und der Sprache der Engländer gewidmet« (Übersetzung nach Kochs 2007, 23). W.s Name ist weder in der Matrikel der Universität noch in einem der Stammbücher Jenaer Studenten nachgewiesen; vielleicht hat er sich gar nicht immatrikulieren lassen (freundliche Auskunft von Uwe Dathe, ThULB Jena).

Der im Brief erwähnte Georg Erhard Hamberger (1697–1755) wohnte im sogenannten Weigelschen Haus, Johannisgasse 26. Das Haus, unweit der Stadtkirche, verdankte seinen Ruhm der ungewöhnlichen technischen Ausstattung, die der Mathematikprofessor Erhard Weigel (1625–1699) dort installieren ließ (Kochs 2007, 25). Hamberger war Mediziner und lehrte seit 1737 in Jena als Professor für Mathematik und Physik. Er war »der Letzte, der noch gegen die Mitte des Jahrhunderts hin an dem iatrometrischen System mit aller Strenge festhielt« (Justi 1866–1872 I, 97), d. h. das Funktionieren des menschlichen Organismus mithilfe physikalischer Gesetze erklärte. Die bei Hamberger erworbenen anatomischen Kenntnisse könnten sich für W. später als hilfreich bei der Beschreibung antiker Kunstwerke erwiesen haben. »Die Naturwissenschaften und die Medizin haben nie aufgehört, Winckelmann von Zeit zu Zeit zu beschäftigen; obwohl ihm nie Muße für zusammenhängende Studien zu Theil wurde« (Justi 1866–1872 I, 98).

1740 existierten in Jena die Schlossbibliothek, die allerdings Repräsentanten des Hofes vorbehalten war, gut ausgestattete Privatbibliotheken der Professoren und das von dem Historiker und Philologen Johannes Andreas Bose (1626–1674) hinterlassene Münzkabinett (Zenker 1836, 59). Im Refektorium des ehemaligen Dominikanerklosters (Collegienhof, heutige Kollegiengasse 10) befand sich die akademische Bibliothek des Collegium Jenense. Sie enthielt wertvolle Handschriftenraritäten und war öffentlich zugänglich (Hellmann/Weiland 2008, 20–22). Dort soll W. auf den Rysselschen Catalog gestoßen sein (Justi I, 105). Der 1741 von Friedrich Jakob von Ryssel herausgegebene Band dokumentiert die griechische Handschriftensammlung der königlichen Bibliothek zu Paris (Hôtel de Nevers, heute Rue de Richelieu). Diese originalen Schriften wollte W. mit eigenen Augen sehen. Für seine »akademische Reise« verkaufte er sogar seine Bücher.

Im Spätsommer 1741 verließ er Jena. Laut Genzmer – inzwischen Pastor und Propst in Stargard (Mecklenburg) – war W.s Budget jedoch bereits in Gelnhausen (Hessen) erschöpft, weshalb er unverrichteter Dinge habe zurückkehren müssen (*Br. IV*, 174).

### Literatur

- Allgemeine Deutsche Biographie. Bd. II. Leipzig 1875.
- Bulling, Karl (Hg.): Geschichte der Universitätsbibliothek Jena 1549–1945. Weimar 1958.
- Demandt, Alexander: Winckelmann und die Alte Geschichte. In: Gaeltgens, Thomas (Hg.): Johann Joachim Winckelmann 1717–1768. Hamburg 1986, 301–313.
- Dilly, Heinrich: Johann Joachim Winckelmann in Halle. In: Rupieper, Hermann J. (Hg.): Beiträge zur Geschichte der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg 1502 bis 2002. Halle 2002, 279–289.
- Hellmann, Birgitt/Weilandt, Doris: Jena musarum salanarum sedes: 450 Jahre Universitätsstadt Jena. Jena 2008.
- Hentrich, Martin: Friedrich Eberhard Boysen. Ein Halberstädter übersetzt den Koran. In: Zwischen Harz und Bruch. Heimatzeitschrift für Halberstadt und Umgebung. Dritte Reihe, H. 61 (2010), 41–45.
- Hill, Christian/Kösling, Barbara: Jenaer Tischgeschichten. Eine kulinarische Reise durch fünf Jahrhunderte. Erfurt 2012.
- Irmischer, Johannes: Winckelmann und seine altmärkischen Zeitgenossen. In: Gaeltgens, Thomas (Hg.): Johann Joachim Winckelmann 1717–1768. Hamburg 1986, 31–40.
- Jaeger, Henrik: Konfuzianismusrezeption als Wegbereitung der deutschen Aufklärung? Jesuiten als Brückenbauer zwischen den Welten. Gastvortrag am 21. Mai 2012 an der Münchner Hochschule für Philosophie. [https://www.unihildesheim.de/media/fb2/philosophie/J%3C%3A4ger\\_AZP-Artikel.pdf](https://www.unihildesheim.de/media/fb2/philosophie/J%3C%3A4ger_AZP-Artikel.pdf), 1–25.
- Justi, Carl: Winckelmann, sein Leben, seine Werke und seine Zeitgenossen. 2 Bde. Leipzig 1866–1872.
- Kochs, Susanne: Suche nach der Lebensaufgabe. Winckelmann als Jenaer Student. In: Kunze, Max (Hg.): Johann Joachim Winckelmann. Seine Wirkung in Weimar und Jena. Stendal 2007, 23–27.
- Müller, Adelheid: Herder auf der Spur Winckelmans. In: Bomski, Franziska/Seemann, Hellmut/Valk, Thorsten (Hg.): Die Erfindung des Klassischen. Winckelmann-Lektüren in Weimar. Göttingen 2017, 117–140.
- Schnelling, Heiner/von Cieminski, Marita/Sommer, Dorothea/Wöllenweber, Heidrun: Bestände des 18. Jahrhunderts aus der Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt in Halle – eine Auswahl. In: Dziekan, Katrin/Pott, Ute (Hg.): Lesewelten. Historische Bibliotheken. Halle 2011, 331–354.
- Seemann, Annette: Weimar: Eine Kulturgeschichte. München 2012.
- Wallmann, Johannes: Pietismus-Studien. Gesammelte Aufsätze II. Tübingen 2008.
- Zenker, Jonathan Carl: Historisch-topographisches Taschenbuch von Jena und seiner Umgebung. Jena 1836.

Klaus-Werner Haupt

## 3 Hauslehrer- und Konrektorenjahre

### Der Hauslehrer Winckelmann

Auf der Suche nach Aufstiegsmöglichkeiten nach dem Studium diente zur Überbrückung die Tätigkeit als Hauslehrer oder Hofmeister. Die Arbeitsbedingungen waren aber äußerst unterschiedlich und schwanken zwischen Akzeptanz und Förderung oder Ausnützung und Demütigung (Schiffler/Winkler 1983, 94). W.s erste Stelle als Hauslehrer war nicht weit von Stendal entfernt gewählt, auch um den im Hospiz lebenden Eltern näher zu sein. Im Frühjahr 1740 trat W. für ein Jahr in den Dienst von Grolmann in Osterburg. Es wurde eine anregende Zwischenetappe, um ein für seine Karriere zwar nicht notwendiges, aber ihm sinnvoll erscheinendes weiterführendes Studium in Halle oder Jena zu finanzieren. W. unterrichtete den ältesten Sohn, Friedrich Georg Ludwig (geb. 1726), in Geschichte und Philosophie, ein weiterer französischer Hauslehrer unterrichtete Französisch, Italienisch, Geometrie und Taktik. In dem seine Biographie umreißen den Bewerbungsbrief an Bünau (*Br. I*, 79) lobt W. die freundliche Behandlung in dem durch französische Bildung geprägten Haus, das Frau von Grolmann führte. Diese geistig anregende Umgebung zeigte ihm seine Unkenntnis der neueren Sprachen und Literatur, so dass er auf eigene Faust begann, sich mit Englisch, Französisch und Italienisch zu beschäftigen (Leppmann 1971, 51). Auch wenn W. seine Bildungsgrenzen zu spüren bekam, fand er sich schnell in die neue Rolle hinein, da er in Berlin und Salzwedel bereits als »paedagogus« tätig gewesen war.

Nach seinem Studium in Jena und der abgebrochenen »akademischen Reise« suchte W. erneut eine Anstellung. Schon zuvor hatte Nolte, Schulmann und Generalsuperintendent der Altmark und Priegnitz (Ahrendt 1974, 34), ihn auf eine Lehrerstelle in Seehausen hingewiesen, die er wegen der Reise ebenso abgelehnt hatte wie eine weitere in Arneburg ein Jahr später; denn dort sollte er neben dem Schuldienst auch predigen, Orgel spielen und vorsingen (Justi I, 138). Stattdessen verdingte er sich als Hauslehrer in Hadmersleben (Frühjahr 1742 bis Frühjahr 1743). Da er inzwischen akademisch gebildet und durchaus selbstbewusster geworden war, kam es diesmal gelegentlich zu Problemen im Dienst des Oberamtmanns des Magdeburgischen Domkapitels, Lamprecht. W. unterrichtete dessen ältesten Sohn Friedrich Wilhelm Peter. Für W. erwuchs daraus eine – pädagogisch intendierte und zelebrierte – Liebesbeziehung, die homoerotische Züge hatte, eine, unter steter Betonung antiker Vorbil-

der, tiefe Zuneigung, die sich über Jahre spannungsvoll zwischen Gefühlsdichte und Bitterkeit bewegte. Die zärtlich-schwärmerischen Briefstellen an Lamprecht wiederholen sich aber auch gegenüber anderen Freunden wie Genzmer und Berendis und gehören zum Freundschaftskult der Zeit (Bäbler 2012, 173). Lamprecht folgte W. anderthalb Jahre später nach Seehausen, wo er bis Anfang 1746 blieb (*Br. I*, 309–310).

»Dort in Hadmersleben widmete ich mich der Geschichte, unter Hintansetzung aller übrigen Wissenschaften«, schrieb W. an Büнау rückblickend (s. o.), was auch für die ersten Jahre in Seehausen zutrifft, da er sein »Glück auf [der] Universität finden« wollte: »Mein Hauptwerk muß die Geschichte sein.« (*Br. I*, 37). Doch blieb W.s Wissensdrang weiter enzyklopädisch und war abhängig von zugänglichen Bibliotheken. Er interessierte sich weiterhin für griechische Schriften mathematisch-philosophischen und medizinischen Inhalts wie in Jena. Mit einigen Bibliotheksbesitzern wie Hanses, einem früheren dänischen Gesandtschaftssekretär, unweit von Hadmersleben lebend, entwickelte sich ein Vertrauensverhältnis (Justi I, 128) und ein reger Briefkontakt. Hanses besaß das »Dictionnaire historique et critique« (1697) von Bayle, das W. in der Zeit zwischen Halle und Nöthnitz »zweimal in deutscher Übersetzung [exzerpierte] und drei Serien von Exzerpten anfertigte: das erste Heft von etwa 1400 Seiten, dann zwei von jeweils 40 Blättern« (Décultot 2004, 37). Weitere Reisen sind belegt, etwa nach Halle, um in der Privatbibliothek von S. J. Baumgarten eine Stelle nachzuschlagen, was diesen so beeindruckte, dass er W. als Magister nach Halle holen wollte (Justi I, 128).

### Das Konrektorat in Seehausen

Als W. hörte, dass Boysen, Konrektor in Seehausen, einen Nachfolger suchte, traf er sogleich mit ihm zusammen. Durch Boysen war die Schule an Ansehen gewachsen, da er die Lehrmethoden mit Erfolg modernisiert und das Lateinische vorangebracht hatte. Mehr Schüler als zuvor gingen von Seehausen zum Studium (Justi I 1956, 140–141). Da W. ihn »durch bewundernswürdige Proben von seinen großen Talenten, und von der Stärke in der griechischen Litteratur« (*Br. IV*, 175) überzeugte, setzte sich Boysen für ihn als zukünftigen Nachfolger ein. Boysen fand es zudem bemerkenswert, dass W. Herodot nicht nur übersetzt, sondern auch erklärt habe (*Br. IV*, 175–176). Allerdings vermerkt er, dass W. im Hebräischen zurück und mittelmäßig in Latein gewesen sei (ebd.). Am

8. April 1743 hielt W. in Seehausen seine Probevorlesung, die zugleich das in Halle nicht abgelegte theologische Examen ersetzte (Paulsen II 1921, 578–579). Er las in der Theologie über das Dogma von der Erlösung Christi und in der Philosophie über die Ideen. In Latein (Ciceros Briefe, Ovid), Griechisch und Hebräisch gab er Proben. Tage später, eingeführt durch den Rektor Paalzow, hielt W. eine lateinische Rede (*Br. IV*, 378). Er unterrichtete alte und neuere Geschichte, auch als Privatunterricht: »Die Geschichte behandelte ich mit Söhnen der dortigen Adelsfamilien, von denen ich den einen oder den anderen in meiner Wohnung besonders unterrichtete.« (*Br. I*, 80). Zu diesem Kreis gehörten von Bülow (bis 1747) und der junge Lamprecht (bis Frühjahr 1746; Justi I, 153). »So trug ich, mit dem 15. Jahrhundert beginnend, täglich 5 Jahre lang vor, und nachdem ich die Geschehnisse im deutschen Reiche beendet hatte, nahm ich alle Herrscherhäuser durch, prägte meinen Schülern die chronologische Folge ein, und gab ihnen einen Begriff von den Stammbäumen und Genealogien. [...] Auf diese Weise durcheilte ich die Jahrhunderte, ich pflegte noch ein Jahr über das Pensum hinauszugehen [...], arbeitete [...] das Kriegs- und Friedensrecht von Grotius durch mit den Anmerkungen von Gronovius und Barbeirattius.« (*Br. I*, 80). Zu W.s Fächern gehörten auch Geometrie mit praktischen Übungen im Gelände (nach Walther, in *Br. IV*, 190, vgl. auch *Br. I*, 48), Logik, Philosophie (*Br. IV*, 79) und natürlich Latein, Griechisch und Hebräisch. Hatte Boysen erfolgreich den Lateinunterricht, auch didaktisch, verbessert, so suchte W. das Griechische voranzutreiben, den Schülern griechische Literatur und Kultur zu vermitteln, aus der Überzeugung (wie Damm sie vertrat) heraus, dadurch das allgemeine Bildungsniveau zu verbessern. Neben dem Neuen Testament las er profane Texte griechischer und lateinischer Autoren und machte sich aus Mangel an Schulbüchern daran, »die auserlesensten Stellen aus den griechischen Schriftstellern eigenhändig abzuschreiben« und zu verteilen (an Walther, in *Br. IV*, 190). Dieser Versuch schlug offensichtlich fehl. Ein Grund dürfte in der Sozialstruktur der von Ackerbau, Viehzucht, Brauerei und Kornhandel geprägten Kleinstadt Seehausen mit nur 245 Feuerstellen (1719) zu suchen sein (Enders 2008, 947–948), die weniger als halb so viele Einwohner wie Stendal hatte.

Bereits im November 1744 kam es nach dem Examen zu einer Rebellion der Schüler gegen W.; der entstandene Streit musste von der Stadt gerichtlich entschieden werden. Bereits in den ersten Jahren seines Wirkens kam es zu vielen Schulabgängen bzw. Schul-

wechsellern (Schulbuch, Stendal, Winckelmann-Museum), was auch Boysen kritisch vermerkt (*Br. IV*, 177). Heftige Kritik bekam W. auch von kirchlicher Seite, weil er die aktive Teilnahme am kirchlichen Leben verweigerte, etwa die Mitwirkung im Chor bei kirchlichen Amtshandlungen und beim Predigen. Es war die enge Bindung des Lehrerberufs an die Kirche, die W. neben seinem Desinteresse an theologischen Fragen widerstrebte. Waren doch Pfarrer und Lehrer in Kleidung und Haartracht nicht zu unterscheiden (Fooker 1967, 30), weil es Lehrern verboten war, prächtige Kleidung zu tragen (Walz 1988, 49). Er aber habe dafür gesorgt, schrieb W. an Büнау, »mir in Leipzig, wohin ich fast jedes Jahr einmal reise, einfache Anzüge in einfachen Farben zu kaufen, damit ich mich nicht schämen brauche, wenn ich unter vornehme Leute gehe.« Er wolle sich nicht »nach schulmeisterlicher Art in schwarze Lappen gehüllt [zeigen]« (*Br. I*, 80). Mit dem Kircheninspektor und ersten Prediger von St. Petri, Schnakenburg, kam es zum Zerwürfnis, weil W. während der Predigt im Homer gelesen haben soll. »Ich war verfolgt in meinem Vaterlande und als ein Gottesleugner ausgeschrien und mit Entsetzung und Verweisung bedrohet«, schrieb W. rückblickend im September 1757 in Rom (*Br. I*, 320). Als Folge durfte er nur noch Elementarunterricht leisten, an den er sich noch 1764 bitter erinnerte, als er »Kindern mit grindigten Köpfen das Abc lesen [liess], wenn ich während dieses Zeitvertreibs sehnlich wünschte, zur Kenntnis des Schönen zu gelangen, und Gleichnisse aus dem Homerus betete.« (*Br. III*, 673). Seine innere Berufung als Erzieher der Jugend (»ad iuventutem erudiendam natus«, *Br. I*, 68 und öfters) betont er noch in Italien.

W.s Ansehen in der Stadt hat durch solche Meinungsverschiedenheiten wohl nicht wirklich gelitten. Dreimal wurde W. Pate von Kindern aus Seehäuser Familien, häufiger als andere Lehrer (Kleinert 1990, 8–9). Zeitgenossen beschreiben ihn als gastlich, aber selbst äußerst bescheiden in seinen Ansprüchen. W. ließ sich einige der Freitische auszahlen (*Br. IV*, 380), um sich Bücherwünsche zu erfüllen, kam nach eigener Aussage mit zwei bis drei Stunden Schlaf aus (*Br. I*, 79), oft nur in einem Lehnstuhl schlafend (*Br. IV*, 169). Im Brief an Büнау betonte er: »Mein Körper ist nämlich schwächlich und von mäßiger Statur. Schon von Kindheit an hinderte mich meine Schwäche größere Arbeiten zu verrichten [...]« (s. o.), aber bis zur Erschöpfung zu arbeiten, sei er gewohnt.

Die Seehausener Zeit ist geprägt von rastlosen eigenen Studien, etwa zur neueren Geschichte, zu Völker-

recht und Staatskunde, vom ausgiebigen Exzerpieren aus Zedlers Universallexikon (*Br. I*, 25, 28), vor allem von einer wachsenden Hinwendung zum Griechischen. W. wurde mit den maßgeblichen Ausgaben griechischer Schriftsteller bekannt (Kochs 2005, 25; *Br. I*, 20), las und exzerpierte Plutarch, Hesiod, Stobaios und Lukian. Den »Sophokles, den ich kaum aus der Hand lege«, verbesserte W. »und interpunktierte [ihn] mit Hilfe der griechischen Scholien und Konjekturen an sehr vielen Stellen« (*Br. I*, 80), vertiefte sich in Pausanias, Platon und Xenophon und zog den »Thesaurus Graecae linguae« von Henri Estienne für Aristoteles-Texte heran (weitere Autoren bei Kochs 2005, 24). Er erstellte ein alphabetisches Register griechischer Epigramme und beschäftigte sich mit griechischen Schriften zu mathematisch-philosophischen Themen (Kochs 2005, 23). Homers Epen standen bald im Zentrum: W. glaubte von sich, »ein einsamer Pionier der Homerlektüre zu sein« (Bäbler 2012, 176), wie aus einem lateinischen Gedicht zu entnehmen ist. Darin erinnert er an die Hochschätzung Homers in der Renaissance: »Nicht ging der Knabe [...] weg / wenn er nicht zuvor auch die Ilias richtig kennengelernt hatte / [...] Jetzt liegt Homer weggeworfen und in den Tartaros geschickt da.« (übers. Bäbler 2012, 165) – Verse, die W. in den *Reiferen Gedanken über die Nachahmung der Alten* (1756/57) aufgreifen wird. Er las intensiv, exzerpierte mehr als 300 Verse aus der Odyssee und der Ilias – auch als eigene innerste Daseinsbeschreibung, um etwa seinem Seehausener Leiden zu trotzen: »Ich unterliege nicht. Ich bin erprobt im Leiden.« (Kraus 1935; Schadewaldt 1940, 15). Auch widmete er sich intensiv der lateinischen Literatur, indem er Verse von Ovid, Vergil und Horaz in einem speziellen Heft exzerpierte, das den Titel »Von den Frühstunden« trägt (Bäbler 2010, 22–23), las Livius und fertigte einen Kommentar zu Juvenal an. »Die noch übrigen Nachtstunden füllte ich mit den besten Dichtern Frankreichs, Englands und Italiens aus« (*Br. I*, 67–68; 80–81); so verbesserte bzw. erlernte W. Italienisch und Englisch.

Zahlreiche Reisen zur Literatursuche unternahm W. von Seehausen aus – ihm wurde die Gabe zugeschrieben, ohne Geld reisen zu können. Er nutzte weiterhin die Bibliothek von Hanses, studierte in Magdeburg in Boysens Privatbibliothek, machte sich zu Fuß auf nach Halle, Leipzig und Braunschweig (Kochs 2005, 32), frequentierte Adelsitze und Pfarrhäuser der Altmark und unterhielt viele Bekanntschaften nur um der Bücher willen (Justi I, 144). Zu W.s Freunden dieser Jahre gehörten Berendis, dessen Familie mehrmals das Bürgermeisteramt in Seehau-

sen bekleidete (Justi I, 151), Gottlob Burchard Genzmer, Konrektor in Havelberg, Prinzenerzieher des herzoglichen Hauses Mecklenburg-Strelitz und langjähriger Korrespondent W.s sowie Samuel Buchholtz, Konrektor in Werben/Elbe, ferner sein Bruder, Kantor in Havelberg. Man traf sich in dem nahegelegenen Havelberg und Werben (Klößen 1825, 16) und diskutierte über Literatur und bildende Kunst. W.s Hinwendung zur bildenden Kunst ist in diesem Kreis erstmals greifbar. Aus einem Brief an Genzmer (*Br. I, 75–76*) geht hervor, dass er die Gemäldesammlung von Johann Friedrich Conradi in Celle mit Arbeiten von van Dyck, Rubens, Veronese, Holbein, Tintoretto, Cranach kannte, ebenso Stiche und Stichwerke nach Kunstwerken, die er genau studierte, etwa Sandrats *Teutsche Academie*, Nürnberg 1675–1680, mit zahlreichen Stichen nach berühmten Antiken. Brieflich bewundert er aber nicht die abgebildeten Antiken sondern den Stecher und dessen raffinierte Haargestaltung bei der antiken ›Knöchelspielerin‹ (*Br. I, 76* und Komm.).

1747 war W. dreißig Jahre alt und als Konrektor deklassiert; seine Pensionäre waren ausgezogen: Die Suche nach einer neuen Stelle als Lehrer beschäftigte ihn schon ein Jahr. Dann kam der Tod seiner Mutter am 8. März 1747. W. legte am 10. August 1748 sein Amt als Konrektor nieder, um in Nöthnitz ein Probejahr zu wagen. Nolte schrieb ihm ein Zeugnis aus: W. »hat in der Griechischen Litteratur mehr als gemeine Kenntnisse erlangt, welche einer bessern Belohnung werth gewesen, wenn man sie in den hiesigen Gegenden hätte ertheilen können.« (*Br. IV, 380*).

## Literatur

- Ahrendt, Otto: Winckelmann als Lehrer in Seehausen. In: *Das Altertum* 20 (1974), 34–41.
- Bäbler, Balbina: Winckelmann und Hannibal: Ein unveröffentlichtes Gedicht J. J. Winckelmanns aus seiner Seehausener Zeit. In: *Jahresheft des Vereins der antiken Literatur* 9 (2010), 21–32.
- Bäbler, Balbina: Winckelmanns lateinische Gedichte aus Homer. In: Lehmann, G. A./Engster, D./Nuss, A. (Hg.): *Von der bronzezeitlichen Geschichte zur modernen Antikenrezeption*. Göttingen 2012, 163–182.
- Décultot, Elisabeth: *Untersuchungen zu Winckelmanns Exzerpt-Heften: Ein Beitrag zur Genealogie der Kunstgeschichte im 18. Jahrhundert*. Ruppolding 2004.
- Fooken, Enno: *Die geistliche Schulaufsicht und ihre Kritiker im 18. Jahrhundert*. Wiesbaden/Dotzheim 1967.
- Kleinert, Jochen: Joh. Joachim Winckelmann – Konrektor in Seehausen. In: *Festschrift der Johann Joachim Winckelmann Schule Seehausen/Altmark 1865–1990*. Seehausen 1990, 7–9.
- Klößen, Karl F./Schmidt, H.: *Die ältere Geschichte des Köllnischen Gymnasiums: während seiner Vereinigung mit dem Berlinischen Gymnasium*. Berlin 1825.
- Kraus, Konrad: *Winckelmann und Homer: mit Benutzung der Hamburger Homer-Ausschreibungen Winckelmanns*. Berlin 1935.
- Paulsen, Friedrich: *Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart*. Mit besonderer Rücksicht auf den klassischen Unterricht. Hg. und in einem Anhang fortgesetzt von Dr. Rudolf Lehmann. 1. Band Leipzig<sup>3</sup>1919.
- Schadewaldt, Wolfgang: *Winckelmann und Homer*. Leipzig 1941.
- Schiffler, Horst; Winkler, Rolf: *Tausend Jahre Schule: Eine Kulturgeschichte des Lernens in Bildern*. Stuttgart 1985.
- Walz, Ursula: *Eselarbeit für Zeisigfutter: Die Geschichte des Lehrers*. Frankfurt a. M. 1988.

Agnes Kunze / Max Kunze

## 4 Nöthnitz und Dresden

W.s Umzug aus Seehausen nach Dresden im Herbst 1748 ist ein Schritt in eine freiere Welt und führt gegen Ende zum eigenen, selbstbestimmten Arbeiten. Aus dem Kreis von Lateinlehrern und Pastoren hebt er sich, in dienender Funktion als Gelehrter anerkannt, empor in eine Welt wohlhabender Gelehrsamkeit und des Kunstgenusses. Aus der auch an Büchern armen Altmark zieht er direkt in eine reich ausgestattete private Bibliothek. Aus einer an Kunstwerken extrem unterversorgten Region verschlägt es ihn an einen zentralen Sitz der Künste mit einer opulenten Gemäldegalerie.

### Schloss Nöthnitz

Vier Kilometer südlich von Dresden liegt ein Gutshof, erweitert zu einem Herrenhaus, in dessen linkem Flügel der Hausherr Heinrich Graf von Büнау (1697–1762) seine ständig wachsende Bibliothek untergebracht hatte. Aus sächsischer Adelsfamilie stammend, begann er eine Karriere am Dresdner Hof. Die jedoch störte und verhinderte Graf Heinrich von Brühl (1700–1763), dessen Macht- und Prachtentfaltung der des Königs nur wenig nachstand. Büнау zog sich zurück auf seine Güter und wandte sich, als studierter Jurist mit dem Schwerpunkt Rechtsgeschichte, forschend und schreibend der allgemeinen deutschen Geschichte zu; erschienen war bereits, verfasst in deutscher Sprache anstelle des akademischen Lateins seine *Genaue und umständliche teutsche Kayser- und Reichsgeschichte* (Bd. 1–4. Leipzig 1728–1743). Sie beginnt mit den Karolingern und endet mit dem Tode des fränkischen Königs Konrad I. im Jahr 918. Nun war das Wirken der sächsischen Herrscher darzustellen. Auch hierzu gab es nur allgemein gehaltene Literatur und reiche Legendenbildung. Daten und Fakten mussten erst mühevoll aus unzähligen Urkunden und anderen Quellen zusammen gesucht werden. Der Graf konnte das nicht allein bewältigen und suchte einen Adlatus mit solider Kenntnis des Lateinischen.

Nicht diese Tätigkeit war es, die W. anzog, wohl aber der Arbeitsplatz. Büнау erwarb alle wichtigen Bücher zu Themen von Neuzeit, Mittelalter und Antike; zu Religion, Philosophie, Recht, Naturwissenschaft, Kunst und Literatur. Das meiste las er selbst. Hier standen die Ausgaben antiker und neuerer Autoren, an die W. bisher nur nach langen Fußmärschen zu den Eigentümern hatte herankommen können, übersichtlich beisammen und, trotz der gewaltigen Anzahl

von Titeln – zuletzt über 40.000 – leicht auffindbar gemacht durch die Systematik des Bibliothekars Francke.

Tagsüber musste W. nach jenen Belegen suchen, welche den beschriebenen Gang der Ereignisse konkretisieren. »Zu meinem eignen Studiren wende ich die Morgenstunden an von 3 Uhr bis 7 vor und nach Tische und ein paar Stunden des Abends. [...] Die Morgenstunden aber sind dem Griechischen gewidmet.« (Br. I, 94) Das Eigene musste der Dienstzeit mühsam abgerungen werden. Aus Nöthnitz kam er zunächst kaum heraus. Der ungeheure Zeitaufwand für die »Reichsgeschichte« erlaube ihm nicht einmal, »der schönen Gegend zu genießen« (Br. I, 87). Parallel zur dieser Arbeit trat eine zweite, nicht weniger zeitraubende. Francke hatte damit begonnen, die von ihm reformierte Anordnung des Bestandes zu krönen durch einen gedruckten Katalog. Dem musste W. zuarbeiten. Auch Bibliografieren kostet Zeit.

Ein Jahr verging, ehe er die Residenz mit der nötigen Muße besuchen und besichtigen konnte. Dann aber schildert er sie seinen märkischen Freunden in den höchsten Tönen: »wer Dreßden nicht siehet hat nichts schönes gesehen.« (Br. I, 91) Er tadelt die Prunksucht des Hofes und genießt den Aufwand. Zu Konzerten mit den berühmtesten Sängern lädt die katholische Kirche; die königlichen Schlösser und Gärten stehen den Bürgern offen. Und allem voran: Die »BilderGalerie ist [...] die schönste in der Welt.« (Br. I, 91) Sie ist die erste, die er je besucht hat. Sie war die erste ihrer Art.

### Dresden

Der Graf residierte mit Frau und Kindern im Land-schloss Dahlen; nach Nöthnitz kam er vor allem zum Arbeiten. W. wohnte im Schloss, wo für alle Bewohner gekocht wurde. An Sonntagen konnte er ausgehen; um in die Stadt zu gelangen, brauchte er zwei Stunden für jeden der beiden Wege. Dort erwarb er jene Kunst des Sehens, welche er in Rom lehren wird.

Kurz vor seiner Vollendung stand der Bau der katholischen Hofkirche, entworfen von dem italienischen Architekten Gaetano Chiaveri (1689–1770), in einem etwas altmodischen, himmlisch eleganten Barock; das Schiff ist auffallend in die Länge gezogen wegen der Prozessionen, die hier drinnen stattfinden müssen, da sie beim Umzug durch die Straßen der Stadt protestantische Proteste hervorrufen würden. Bereits fertig war das formale Gegenstück, die städtische Frauenkirche von Georg Bär (1666–1738), ein resoluter Zentralbau mit seiner graziös in vier leichte

Haltepunkte ausschwingenden Kuppel und einer wohl etwas zu wuchtigen Laterne; sowie der damals schönste neuere Schlossbau, das Sommerpalais auf dem Gelände des ehemaligen Tier-Gartens, darum Zwinger genannt, von Matthäus Daniel Pöppelmann (1662–1736).

Zum ersten Mal sah W. originale antike Skulpturen; sie waren vor kurzem erworben worden und standen fürs erste, wartend auf ihren künftigen Ruhm, dicht gedrängt in einem Pavillon neben dem Palais im Großen Garten. Drei von ihnen, Frauen in elegantem Gewand, ausgegraben in Herculaneum bei Neapel und zuletzt Teil der Sammlung des Prinzen Eugen von Savoyen in Wien, wird er später, aus der Ferne, emphatisch beschreiben.

Die meiste freie Zeit verbrachte er in der Königlichen Gemäldesammlung.

### Die Dresdner Galerie

»Ich trat in dieses Heiligtum, und meine Verwunderung überstieg jeden Begriff [...]. Dieser [...] Saal, in welchem Pracht und Reinlichkeit bei der größten Stille herrschten, die blendenden Rahmen, [...], der gebohnte Fußboden, die mehr von Schauenden betretenen als von Arbeitenden benutzten Räume gaben ein Gefühl von Feierlichkeit, einzig in seiner Art, das um so mehr der Empfindung ähnelte, womit man ein Gotteshaus betritt, als der Schmuck so manches Tempels, der Gegenstand so mancher Anbetung hier abermals, nur zu heiligen Kunstzwecken ausgestellt erschien.« (Goethe 1981, 320)

In den ehemaligen Marstall hatte August III., Kurfürst von Sachsen und König von Polen, ein Kunstmuseum einbauen lassen: das erste öffentlich zugängliche überhaupt. W. besuchte es zwei Jahrzehnte vor dem jungen Goethe; damals war der zweite Umbau gerade beendet, waren die Gemälde neu gehängt. Im Lauf von vier Jahren wurde er hier zum Kunstkenner. »Es hat mich nicht wenig Mühe gekostet, einen Zutritt [...] zu bekommen, daß ich allenthalben, allein, auch an Tagen, wo niemand zugelassen wurde, zum Exempel des Sonntag[s], an Catholischen Festtagen, *Galla*-Tagen und dergl. die *Gallerie* habe *frequentiren* können. Dieß hat mich verhindert, nur ein einiges malh eine *Promenade* in Dresden zu genießen. Ich bin etwa alle 14 oder 8 Tage nach Tisch hineingelaufen oder früh und gegen Tische wieder heraus.« (Br. I, 125)

Für ihn begann eine neue Art des Lernens und Studierens. Zwar nutzte er weiterhin die Schätze seiner Bibliothek und *frequentirte* obendrein die reich aus-

gestattete Bibliothek des Grafen Brühl nahe der *Gallerie*. Diese selbst aber studierte er in anderer Absicht. Er, der ganze Hefte gefüllt hat mit Exzerpten aus Büchern, die er selbst nicht kaufen konnte; der bisher, mit seiner schönen Handschrift, an Eigenem nur Briefe geschrieben hatte: er begann nunmehr, die bewunderten Bilder gedanklich zu ordnen und schreibend zu bewerten. Er wurde zum Autor, indem er reflektierte über Werke der bildenden Kunst. Sein frühester Text dieser Art, der unvollendet blieb, galt der *Beschreibung der vorzüglichsten Gemälde der Dresdner Gallerie*.

### Geliebte, Freunde, Bekannte

Aus den Briefen an Studienfreunde erfahren wir vieles über W.s Alltag und seine Pläne; aus jenen an zwei geliebte Schüler nur so viel, dass sie seines früheren Unterrichts gerne gedenken, ihm selbst aber nicht wirklich näher kommen möchten. Um sie wiederzusehen, besucht er sie, nicht sie ihn. Bei beiden war er eine Zeitlang »Hofmeister«, also Privaterzieher gewesen; als er eine Stelle als Lateinlehrer in Seehausen angenommen hatte, hatte jeder der beiden eine Zeit lang dort bei ihm gewohnt. Der eine, Friedrich Ulrich Arwed von Bülow (1726–1807), aufgewachsen auf dem Gut der Familie, hatte auf W.s Drängen verletzend reagiert, ihn später jedoch eingeladen, aus Nöthnitz zu ihm ins Gutshaus zu ziehen. Das wurde versucht und hielt nur kurze Zeit. Der andere, Friedrich Wilhelm Peter Lamprecht (um 1727–1797) war der Sohn eines Gutsverwalters mit dem Titel Amtmann. Seine Liebe zu ihm hat W. noch in Rom bewegt. Im März 1752 besuchte er ihn in Potsdam, in der Hoffnung, ihn nach Dresden holen zu können. Der hielt ihn freundlich überhaup. W. besuchte es zwei Jahrzehnte vor dem jungen Goethe; damals war der zweite Umbau gerade beendet, waren die Gemälde neu gehängt. Im Lauf von vier Jahren wurde er hier zum Kunstkenner. »Es hat mich nicht wenig Mühe gekostet, einen Zutritt [...] zu bekommen, daß ich allenthalben, allein, auch an Tagen, wo niemand zugelassen wurde, zum Exempel des Sonntag[s], an Catholischen Festtagen, *Galla*-Tagen und dergl. die *Gallerie* habe *frequentiren* können. Dieß hat mich verhindert, nur ein einiges malh eine *Promenade* in Dresden zu genießen. Ich bin etwa alle 14 oder 8 Tage nach Tisch hineingelaufen oder früh und gegen Tische wieder heraus.« (Br. I, 125)

Graf Bünau, gelehrt und sprachenfest, forderte zunächst einen immensen Zeitaufwand. Nach seinem Weggang als Statthalter des Herzogs von Gotha nach Eisenach, dann nach Weimar als Premierminister wurde ihr Umgang vertrauter. Mit seinem Kollegen, dem Bibliothekar Johann Michael Francke (1717–1775), verstand W. sich zunächst gut. Später muss es eine Verstimmung gegeben haben, doch von Rom aus

suchte W. die Verbindung erneut und betonte in seinen Briefen ihre Freundschaft.

In der Bibliothek des Grafen Brühl lernte W. den Hofmeister von dessen Söhnen kennen, Christian Gottlob Heyne (1729–1812), der sich, wie er, aus großer Armut zum Gelehrten empor gearbeitet hatte und später, 1763, an der neu gegründeten Göttinger Universität der erste namhafte Altphilologe wird. Von Rom aus wird W. bei ihm anfragen, ob er sich dort, in Göttingen, um einen Lehrstuhl für die Kunst des Altertums bewerben könne, verfolgt das Projekt dann aber nicht weiter. Zehn Jahre nach W.s Ermordung wird Heyne dem Aufruf des Landgrafen von Hessen-Kassel folgen und eine *Lobschrift auf Winkelmann* verfassen (Schulz 1963).

Drei Dresdner Maler wurden für ihn wichtig. Christian Wilhelm Ernst Dietrich (1712–1774) besuchte er und erwähnte seine Gemälde lobend. Bei Adam Friedrich Oeser (1717–1799) und seiner Familie nahm er 1754 Wohnung, in der großen Frauengasse neben der Kirche gleichen Namens; dort wohnte er bis zu seiner Abreise und nahm bei Oeser selbst Zeichenunterricht. Den für ihn wichtigsten, Anton Raphael Mengs (1728–1779) hatte er in Dresden verpasst; als er dessen meisterhaftes Jugendwerk sah, die Porträts der königlichen Familie, war jener bereits nach Rom entsandt mit dem Auftrag, dort das Altarbild für die Hofkirche zu malen. Versehen mit einem Empfehlungsschreiben von Dietrich, wird W. in Rom zuerst bei ihm unterkommen. Und dort, in täglicher Diskussion mit Mengs, wird er seine erste große Kunstschrift entwerfen.

Carl Heinrich Heinecken (1706–1791) war zunächst Hofmeister bei den Söhnen des Grafen Brühl, wurde dann Direktor von dessen Galerie, später der aller Dresdner Galerien und Kunst-Kabinette; 1754 geadelt, gab er einen der frühesten Bildbände zur Kunst heraus, das *Galeriewerk*, mit Radierungen nach den wichtigsten Werken der Sammlungen. Er war Kunstschriftsteller und Schöpfer des dortigen Kupferstich-Kabinetts. Er scheint intrigant gewesen zu sein. W. mied den Umgang mit ihm wie auch den mit Brühl. 1758 wird Heinecken um die Mitarbeit an seinem Künstlerlexikon bitten und ihm mitteilen, er habe vor, ihn »in Rom aufzusuchen« (Heres 1991, 97). W. reagierte nicht.

Ganz anders stand W. zu Christian Ludwig von Hagedorn (1730–1780), dem Kunstautor und Kunstdozenten, der nach der Entlassung von Heinecken dessen Nachfolger wurde. Von der ersten Wohnung Oesers war es nur ein Schritt bis zur seinigen. Er wird W.s erste Schrift zur Kunst emphatisch loben; W. wird

seine entschiedene Bevorzugung der neuzeitlichen Kunst tadeln, doch von Rom aus brieflich mit ihm in freundlicher Verbindung bleiben.

Philipp Daniel Lippert (1702–1785) war Zeichenlehrer der königlichen Pagen in Dresden, wurde zum Kenner und Liebhaber antiker Gemmen und, vor allem, von deren Abdrücken in Gips, mit denen er einen florierenden Handel betrieb. Seine *Daktylotheken* haben die Form riesiger lederbezogener Bücher, sind aber Kommoden, in deren Schubladen die kleinen Reliefs, oval oder kreisrund, geordnet nach Bildthemen, dem Betrachter einen Bereich der plastischen Kunst der Antike in der originalen Form eröffnen. Als Oesers umzogen in eine größere Wohnung der Neustadt und W. mit ihnen, da wurden sie Nachbarn. Beide Häuser auf der Königstraße stehen noch. – Der Verleger Georg Conrad Walther (1706–1778), den W. zunächst nur oberflächlich kennen lernte, wird fast alle seine Bücher und Druckschriften, die er in Rom schreibt, in Dresden drucken und verlegen.

Die Residenz zog Italiener an, unter ihnen Maler, Bildhauer, Handwerker, Schauspieler und Sänger. Theater und Oper wurden auf Italienisch geboten, dazu viele Texte der geistlichen Musik. W. sucht ihren Umgang und begann, auch diese Sprache zu lernen; dies waren seine ersten Schritte auf dem Weg nach Rom. Zwei Italiener insbesondere sollten helfen, ihn zu ebnen. Mit beiden unterhielt er sich zunächst auf Französisch. Giovanni Lodovico Bianconi (1717–1781) aus Bologna, Leibarzt des Kurprinzen Friedrich Christian, nahm W. auf in seinen geselligen Abendkreis. Nach dem frühen Tod des Prinzen wird er 1764 sächsischer Ministerresident, das heißt Botschafter, in Rom. Auf seiner großen Reise wird W. bei dessen Bruder Michelangelo in Bologna Station machen. (Br. I, 185)

Alberico Graf von Archinto (1698–1758) war Erzbischof, Kardinal und päpstlicher Nuntius am sächsisch-polnischen Hof. Bei ihm konvertierte W. zur katholischen Konfession. In Rom treffen sie sich wieder; bei ihm wird er seine erste feste Anstellung finden, als Bibliothekar, wieder mit Wohnsitz in einer Bibliothek in einem Schloss. Die des Kardinals war untergebracht im Palast der Cancelleria am Campo dei Fiori.

### Der »kühneste Schritt«

Seit Graf Büнау 1751 als Statthalter des Herzogs von Weimar nach Eisenach gezogen war mit seiner Familie, und nachdem W.s Eltern, für deren Versorgung er hatte aufkommen müssen, in Stendal gestorben waren, begann er, seinen alten Wunsch mit neuer Ener-

gie in die Tat umzusetzen: einen Aufenthalt im damaligen Zentrum der Altertumskunde. Das jedoch konnte ihm bei seiner materiellen Bedürftigkeit nur gelingen durch höhere Hilfe.

Rom war der weltliche Sitz des Herrn über ein Drittel der Christenheit. Sachsen gehörte zu den festen Burgen des Luthertums. August der Starke hatte sich und seine Familie in eine katholische Enclave verwandelt, denn nur unter dieser Bedingung wurde der Kurfürst wählbar für die Königswürde im katholischen Polen. Als der Erbprinz, der spätere große Kunstsammler, Italien bereiste, hatte ihm der Papst, der seiner politisch motivierten Konversion misstraute, das Betreten des Kirchenstaates und damit von ganz Mittelitalien verboten. Erst dessen Sohn, dem W. von Rom aus seine *Geschichte der Kunst des Alterthums* widmen wird, war willkommen, als er, noch ganz jung, in Rom als Sponsor auftrat; sein Porträt hängt neben dem der Königin Christina von Schweden, auch sie Konvertitin, im Vorraum der Biblioteca Angelica, 1760 entworfen von Luigi Vanvitelli im Zusammenhang mit dem Neubau des Klosters St. Agostino. Hier werden die Hinterlassenschaften vieler hoher kirchlicher und weltlicher Bibliophilen gesammelt; hierher wird auch die Bibliothek eines der wichtigsten Förderer W.s in Rom gelangen, die des Kardinalbibliothekars der Vaticana, Domenico Passionei (1682–1761; Justi 1923, III, 21).

W. verhandelte, ohne Wissen des Grafen, mit Archinto sowie mit dem Jesuitenpater Leo Rauch (1696–1775), dem Beichtvater des Königs. Jener versprach ihm eine Stelle als Bibliothekar in Rom; dieser bemühte sich um ein kleines Stipendium (das er, nach Auskunft von Heres, aus eigener Tasche bezahlte). Bis zuletzt hatte der Bittsteller gehofft, sein Ziel ohne vorherige Konversion erreichen zu können. Nach langwierigen Verhandlungen berichtet er seinem Freund Berendis am 6. Januar 1753, dem Tag Epiphantias: »Mein Schatz! Du weißt, daß ich allen *plaisirs* abgesehen und daß ich allein Wahrheit und Wissenschaft gesucht. [...] Die Liebe zu den Wissenschaften ist es, und die allein, welche mich [hat] bewegen können, dem mir gethanen Anschlag, Gehör zu geben. [...] Gott und die Natur haben wollen einen Mahler, einen großen Mahler aus mir machen, und beyden zum Trotz sollte ich ein Pfarrer werden. Nunmehr ist Pfarrer und Mahler an mir verdorben. Allein mein ganzes Hertz hängt an der Kenntniß der Mahlerey und Alterthümer, die ich durch fertigere Zeichnung gründlicher machen muß.« (Br. I, 119)

Der »Anschlag« kam von Pater Rauch und enthielt eine »*conditio sine qua non*«: »Eusebie und die Musen

sind hier sehr streitig bey mir: aber die Parthey der letzten ist stärker. Die Vernunft [...] tritt derselben bey. Sie ist bey mir der Meinung, man könne aus Liebe zu den Wissenschaften über etliche Theatralische Gaukeleyen hinsehen: der wahre Gottesdienst sey alenthalben nur bey wenigen Auserwählten in allen Kirchen zu suchen. [...] Gott aber kann kein Mensch betriegen.« (Br. I, 120) »Es ist der kühneste Schritt, den ich in meinem Leben gethan, und ich thue eine Reise, die so völlig wie ich vielleicht keiner der theuren Märcker in 2 *Seculis* gethan.« (Br. I, 124) W. bittet den Freund, dem er zuvor eine Stelle bei Büнау verschafft hatte und der mit diesem nach Weimar gegangen war, es »Seiner Exzellenz« schonend beizubringen. »Mir wird Angst und bange ums Hertz, wenn ich daran gedенcke.« (Br. I, 125)

Der Graf zeigte Verständnis, wofür ihm W. überschwänglich dankte. Doch ihm selbst waren noch schwere Bedenken gekommen; er zog sich zurück und hielt den Pater ein Jahr lang hin. Dann geschah es. Den letzten Anstoß gab sein Besuch der kleinen Kirche von Leubnitz, zu der Nöthnitz damals gehörte und die auf dem Weg nach Dresden liegt. Sein Vorhaben hatte sich inzwischen doch herumgesprochen; und als er, aus alter Gewohnheit, hineinging – der Gottesdienst hatte längst begonnen –, da unterbrach der Pfarrer seine Predigt und begrüßte emphatisch das »verlorene Schaf«. W. machte auf dem Absatz kehrt und »ging zur Kirche hinaus – für ein und allemal.« (Justi 1923, I, 353)

Dafür nun: Hochamt mit Hoforchester, und zuvor die Beichte! An Berendis, zwei Jahre später: »Anfänglich, da mich einige Ketzer die mich kennen, in der Meße knieen sahen, habe ich mich geschämt, allein ich werde dreister. Es würde mich aber niemand sehen, wenn ich nicht die Meße hörete von 11 bis 12, da die Music ist. Mein Vater hat [...] keinen Catholiken aus mir machen wollen:« der, von Beruf Schuster, habe ihm »ein gar zu dünnes empfindliches Knie-Leder gemacht, als man haben muß, um mit guter *Grace* katholisch zu knieen. [...] Ich mercke, es fehlet mir noch sehr viel zu meiner Seeligkeit. [...] Ich habe auch von neuem gebeichtet. Allerhand schöne Sachen, die sich besser in Latein als in der Frau Mutter-Sprache sagen laßen. Man hat hier Gelegenheit mit *Petronio* und *Martiali* zu sprechen, je natürlicher, je aufrichtiger.« (Br. I, 168)

## Reden und Schreiben

Die jahrelange Arbeit an Gegenständen der Geschichte mit Hilfe von Werken älterer Historiografie hat zu einem der ersten eigenen Texte geführt, den *Gedanken*

vom mündlichen Vortrag der neueren allgemeinen Geschichte, verfasst im Jahr 1754. Es ist das Fragment eines Essays mit Vorschlägen, wie man einen weit zurück liegenden historischen Vorgang anschaulich und lebendig machen kann durch »eine erleuchtete Kürze« und durch Einsprengsel von Anekdotischem. Vor allem aber sei es leichter, frei zu reden als frei zu schreiben: »da ein mündlicher Vortrag mehrere Freyheit gestattet Helden und Printzen die Larve abzuziehen; so erkühne man sich zu sagen, daß Carl I. in Engeland ein Tyrann, Leopold der Große ein schwacher Printz und Philipp V. ein Narr gewesen.« (KS 19)

Fragment geblieben ist auch die *Beschreibung der vorzüglichsten Gemälde der Dreßdner Gallerie*. Entworfen wurde der Text als Muster in Stichworten für die Führung eines jungen Adligen; also mündlicher Vortrag auch hier. Los geht es mit einer großformatigen Madonna des Correggio, dem damals beliebtesten unter den großen Meistern; Raffael wird nicht direkt angesprochen. Zur Meisterschaft der Führung von Licht und Schatten, dem Beitrag des Malerischen zum Gehalt des Kunstwerks schreibt W., was er später in ähnlichen Worten wiederholen wird: »Es lässet sich nur sehen, nicht sagen.« (KS 6)

Fertig wurde die dritte der kleinen Schriften, die in Dresden entstanden, ein Heftchen, gedruckt auf Kosten von Pater Rauch, verteilt an Freunde und Kulturinstanzen. Die *Gedancken über die Nachahmung der Griechischen Werke in der Malhrey und Bildhauer-Kunst* machten W. im ganzen Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation berühmt und alsbald durch Übersetzungen in ganz Europa bekannt. Er besorgte sofort einen Nachdruck, vermehrt um einen selbst verfassten Widerspruch und einen Einspruch dagegen: ein fingierter Dialog, in seiner Prägnanz und Anschaulichkeit nahe am Sprechtext, am mündlichen Vortrag.

Parallel zu dem damals wahrhaft kühnen »Schritt« der Konversion, hat W. in Dresden etwas vollbracht, das man nur als »Sprung« bezeichnen kann. Mit einer Fülle von Zitaten und Paraphrasen aus der Literatur zur Kunst und ihrer Geschichte, vor allem aus dem Französischen, die er in bündiger Formulierung und reduziert auf das Wesentliche vorträgt, wagte er als Autor den Einstieg in eine Wissenschaft, die er selbst erst begründen musste. In seinem »Rückblick« auf die Entstehung der Dresdener Schriften zieht Justi die gewaltigen Dimensionen des Geleisteten zusammen in einen einzigen Satz: »Daß jemand, dessen erste Augenweide ein Raum war, der zugleich als Schusterwerkstätte, Wohn- und Schlafzimmer diente, der sei-

ne eindrucksfähigsten Jahre in Schul- und Bibliothekstuben, in den Sandebenen und Nebeln des Nordens zugebracht, der bis in die Mitte der Dreißiger von Kunstwerken entfernt gelebt und keine Kreide in die Hand genommen hatte, daß dieser Mann [...] eine Schrift hinwirft, die den Beifall der ersten Kenner des kunstreichsten Hofes der Welt erhält, die als Bahn zum guten Geschmack gepriesen wird: dies ist umso merkwürdiger, als die kleine Schrift sich in der Folge als die Skizze eines stattlichen Gebäudes erwies.« (Justi 1923, I, 472)

W. wird seine Laufbahn als schreibender Kunsthistoriker auf zwei Quellen stützen: erstens auf die Autopsie, auf das mit eigenen Augen vielfach Gesehene; und zweitens auf das zuvor in der Altmark und in Dresden Gelesene. Die umfänglichen Abschriften und Auszüge werden als *Vademecum* die Entstehung seiner römischen Werke begleiten; sie werden, verbunden mit der Untersuchung der einzelnen Kunstwerke, zur Basis seiner Wissenschaft.

#### Quellen

- Bünau, Heinrich von: *Genau und umständliche teutsche Kayser- und Reichsgeschichte*. 4 Bde. Leipzig 1728–1743.  
 Goethe, Johann Wolfgang: *Dichtung und Wahrheit*. Aus meinem Leben. Hamburger Ausgabe. Hg. von Erich Trunz. Bd. 9. München 1981.  
 Schulz, Arthur (Hg.): *Die Kasseler Lobschriften auf Winckelmann*. Berlin 1963.

#### Forschung

- Heres, Gerald: *Winckelmann in Sachsen*. Berlin/Leipzig 1991.  
 Justi, Carl: *Winckelmann und seine Zeitgenossen*. Dritte Aufl. Leipzig 1923.  
 Wangenheim, Wolfgang von: *Der verworfene Stein*. Winckelmanns Leben. Berlin 2005.

*Wolfgang von Wangenheim*

## 5 Winckelmann in Italien

Insgesamt hat W. zwölfeinhalb Jahre in Italien gelebt, von denen er elf Jahre in Rom, neun Monate in Florenz und – verteilt auf vier Reisen – sechseinhalb Monate in Neapel verbrachte. Das meiste, was über diesen Teil seiner Biographie bekannt ist, basiert auf Eigenquellen (*Br. I–III*), die nur durch wenige Zeugnisse seiner Korrespondenten und Zeitgenossen ergänzt werden (*Br. IV*). Trotz einiger Retuschen und Ergänzungen, die vor allem die Bewertung und Gewichtung von Personen betreffen, ist Carl Justis Monographie (Justi 1866–1872), die W.s Wirken in seinen kulturgeschichtlichen Kontext gestellt hat, immer noch das Referenzwerk schlechthin. Das gilt besonders für die italienische Periode, für die Justi in Rom umfangreiche Recherchen in Archiven und Bibliotheken betrieb. Da die Briefe, und hier besonders die an Berendis, seit ihrer Erstpublikation durch Goethe (Goethe 1805) nicht nur eine Fundgrube an Fakten sind, sondern eine suggestive Prägnanz und Aussagekraft haben wie nur wenige deutsche Epistolarien, hat die biographische Literatur für mehr als 200 Jahre an dem von W. durch seine Briefe kontrollierten Blick auf sich selbst, auf seine Zeitgenossen und die römische Welt kaum Korrekturen vorgenommen. Erst nach der letzten W.-Biographie (Leppmann 1971), die W.s Leben auf Justis Spuren aktualisiert und zusammengefasst hat, eröffneten sich neue Perspektiven, die sowohl seine Methoden der Wissensaneignung betrafen (Décultot 2000) als auch seine Wahrnehmung Italiens und der Italiener. Das rhetorische Kaleidoskop, das W. in Rom ansetzte, um seine Erlebnisse und Erfahrungen zu kommunizieren, wurde kritisch hinterfragt und analysiert (Sichtermann 1986, Osterkamp 1988, Disselkamp 1993).

Den ersten Impuls dazu gab der Herausgeber der italienischsprachigen Korrespondenz (Zampa 1961), der den seit Goethe durch Bewunderung und Verklärung bestimmten deutschen Blick auf W. durch eine kritische Perspektive relativiert hat. W.s Urteile über das italienische Leben und die italienischen Kollegen waren von Anfang an von Vorurteilen geprägt, die sich mit den Jahren nur teilweise milderten. Besonders der Blick auf ihm Wohlgesonnene und Förderer wie Alberico Archinto und Gian Ludovico Bianconi war vom Eigeninteresse dominiert (Zampa 1961, XXII–XXV, Disselkamp 1993, 309–318). Die Äußerungen über andere Zeitgenossen, denen W. in Rom begegnete, d. h. Gelehrte, reisende Kavaliers, Diplomaten und Repräsentanten des europäischen Hochadels, waren kaum weniger pointiert. Viele Gleichgesinnte konnten sich

nur so lange seiner verbal oft exzessiven Sympathie erfreuen, wie sie seine Eitelkeit und Empfindlichkeit nicht verletzten. Dies gilt es bei seinen Aussagen über den Personenkreis berücksichtigen, mit dem er in Rom verkehrte. Ihnen liegt eine selbstbezügelte Optik zugrunde, die sich jedoch mit scharfer Beobachtungsgabe verbindet. In ihrer Gesamtheit generieren seine Selbstzeugnisse, die Tagebuchersatz und propagandistisches Vehikel zugleich waren, ein einzigartiges Abbild der römischen Welt des 18. Jh., aber auch der menschlichen Schwächen ihres Verfassers, die ihm selbst teilweise durchaus bewusst waren (*Br. I*, 121–22; *II*, 291, 614). Seine Aussagen über Rom und aktuelle Ereignisse oder Fakten haben für bestimmte Bereiche den Wert von authentischen Quellen. Kaum weniger signifikant sind jedoch seine Lücken und Auslassungen (Osterkamp 1988). Seine Eigenwahrnehmung wirkt oft repetitiv und ist verständlicherweise egozentrisch. Wie seine Zeitgenossen ihn gesehen haben, belegen nur wenige Zeugnisse, darunter die von Giacomo und Giovanni Casanova, Bartolomeo Cavaceppi, Leonhard Usteri, Heinrich Füssli, Berenhorst, Friedrich von Erdmannsdorff und Francke.

### Reise in ein neues Leben

»Ich habe mich von allen Verbindungen losgemacht, und werde mit einer sehr mäßigen, für mich aber zulanglichen Pension auf zwey Jahre nach Rom gehen, um ruhig zu leben und zu studiren, mit dem Versprechen, nach meiner Rückkunft, mich hier gebrauchen zu lassen.« Mit diesen Worten kündigt W. dem Grafen Bünau am 5. Juni 1755 die entscheidendste Veränderung seines Lebens an (*Br. I*, 177). Die Abreise von Dresden wurde mehrfach verschoben: am 25. Juli 1755 schreibt W. an Berendis, dass er unpässlich gewesen sei. Als Abreisedatum wird wegen der Sommerhitze der 24. August anvisiert (*Br. I*, 178). Tatsächlich erfolgte die Abreise von Dresden, für die W. mit 80 Dukaten Reisegeld (Noack 1907, 74) nicht gerade üppig ausgestattet war, erst am 20. (Rossetti 1823, 134) bzw. am 24. (Justi <sup>3</sup>1923, *II*, 7) September 1755.

In Venedig traf W. am 29. Oktober ein, hielt sich dort fünf Tage auf und sah alles an, was ohne große Kosten zugänglich war: Kirchen, Paläste und das Arsenal. Die Weiterreise nach Bologna erfolgte auf dem Wasserweg von Malamocco aus über den Po. In Bologna verweilte W. fünf Tage als Gast im Haus der Familie Bianconi, wo er Freundschaft mit Michelangelo Bianconi schloss. Sein brieflich durch Gian Ludovico Bianconi vorbereitetes Besichtigungsprogramm umfasste

den Besuch der Bibliothek von San Salvatore und mehrerer Kirchen mit ihren Gemälden. Für die letzte Etappe, die mit einer Postkutsche absolviert wurde, benötigte er elf Tage. Die Route ging über Faenza, Forlì, Cesena, Rimini, Ancona und Loreto und führte dann auf der Via Flaminia durch die auf W. öd und verlassen wirkende Campagna di Roma an das Ziel (*Br. I*, 193).

Am 18. November 1755, drei Wochen nach dem Erdbeben von Lissabon, traf W. in Rom ein und nahm vermutlich in einem der beiden deutschen Gasthäuser in der Via Condotti Quartier (Noack 1907, 93), bevor er sich zu Alberico Archinto begab, dem ehemaligen Nuntius am sächsisch-polnischen Hof, der inzwischen zum Governatore di Roma ernannt worden war. Dessen erneutes Angebot, bei ihm Logis und Kost zu nehmen und sich beim Kardinal Passionei für ein Monatsgehalt von 7 Scudi als Bibliothekar zu verdingen, lehnte W. zu Archintos Bedauern ab. Die ersten vierzehn Tage durchstreifte W. Rom, erspähte den Papst Benedikt XIV., der ihm kurz darauf eine private Audienz gewährte (*Br. I*, 202), und suchte von den öffentlich zugänglichen Bibliotheken zuerst die gut bestückte Bibliothek im Palazzo Corsini in Trastevere auf, deren Kustode der Florentiner Giovanni Gaetano Bottari war. Dazu kamen bald die Bibliothek Barberini, die des Collegio Romano, die Biblioteca Imperiali, die dem Kardinal Spinelli gehörte und vor allem die des Kardinals Passionei im Palazzo della Consulta (*Br. I*, 203).

Da W.s finanzielle Mittel von der Reise erschöpft waren und die Wechsel aus Dresden auf sich warten ließen, fürchtete er nun sogar, ausgerechnet hier die »Freiheit« zu verlieren, deren Verwirklichung er sich gerade von Rom erhofft hatte. Der erste, an Gian Ludovico Bianconi gerichtete Brief aus Rom vom 7.12.1755 gibt beredtes Zeugnis von diesem miserablen Zustand, aber auch von dem eisernen Willen, sich den Umständen nicht zu beugen und den eigenen Weg zu gehen (*Br. I*, 186–187). In der *Vorrede zur GKI* hat W. dazu eine offizielle Version vorgelegt, in der er sich rechtfertigt: »Diese meine Absicht zu erreichen, schlug ich alles aus, was mir sowohl vor meiner Reise von Rom aus, als auch nach meiner Ankunft in Rom von zween wohlbekannten Kardinalen angetragen wurde; denn ohne Unabhängigkeit würde ich meinen Zweck verfehlt haben.« (*GKI*, II).

### In der Welt der Künstler

Eine vorläufige Rettung ergab sich aus dem Empfehlungsbrief des Dresdner Malers Dietrich an Mengs, dessen Haus und Atelier in der Via Sistina zu einem

Anziehungspunkt für Künstler aus ganz Europa geworden war. Hier fand W. sein erstes Refugium (*Br. I*, 190). Zum engsten Umkreis von Mengs gehörten damals Giovanni Casanova, Nikolaus Mosmann, Adolf Friedrich Harper und Anton von Maron. Sein erstes festes Quartier nahm W. bald darauf direkt gegenüber von Mengs' Wohnung im Palazzo Zuccari für eine monatliche Miete von einer Zecchine (Noack 1907, 361) und war hier Nachbar von Nicolas Guibal. Im Künstlerquartier um die Spanische Treppe partizipierte er an der anregenden und lockeren Atmosphäre, kleidete sich leger in einen grauen Knierock (Roquelaure) »ohne Oberhemd«, speiste mit Künstlern, vermisste die »deutsche Zurichtung der Speisen« (*Br. I*, 190) und besuchte das Café degli Inglesi in der Via Condotti, das der wichtigste Treffpunkt der Ausländer war (Noack 1907, 95–96). An den Sonntagen besichtigte er mit deutschen und französischen Künstlern, darunter vermutlich Harper, Wiedewelt, Clérisseau, Guibal und Mengs römische Galerien, die Villa Medici mit ihren Antiken, die Villa Borghese und die frei zugängliche Accademia del Nudo auf dem Kapitol, wo er wohl auch selbst gezeichnet hat (*Br. I*, 195). Nachdem er sich auf kurze Zeit als »Artist« gebärdet hatte, konzentrierte sich W. jedoch bald darauf, sein bereits in Dresden formuliertes Programm zu verwirklichen: den »Umgang mit dem Kunstwerk« »wie mit einem Freund« (*Gedanken I*, KS 30). Die meisten Künstler, mit denen W. in den römischen Jahren engeren Kontakt hatte, waren Ausländer; bei den römischen Künstlern beschränkte sich der Umgang auf solche, deren Interessen mit den seinen harmonierten. Zu ihnen gehörte der betagte Nicolò Ricciolini, den er weniger wegen seiner Malerei als seiner Kenntnisse schätzte und der ihm die Bekanntschaft mit Michelangelo Giacomelli vermittelte (*Br. I*, 276). Ungeachtet gelegentlicher Kritik hat er Pompeo Batoni als den damals bekanntesten Maler Roms sehr geschätzt (*Br. II*, 53). Die freundschaftliche Beziehung zu ihm war für W., nicht zuletzt wegen der britischen Aristokraten, die er in Rom zu führen hatte, wichtig, da einige von ihnen durch Batoni porträtiert wurden (*Br. II*, 53, 350). Besonders beeindruckt war W. von Batonis Deckengemälden im Palazzo Colonna (Raspi-Serra 2000, 140). Besser gefiel ihm allerdings der strengere Modus Gavin Hamiltons, der nicht nur Maler war, sondern als Antiquar dieselbe britische Klientel bediente, die W. begleitete (*Br. II*, 53). Entgegen der verbreiteten Ansicht, dass W. und Piranesi Kontrahenten gewesen wären (Miller 1978), ist daran zu erinnern, dass Piranesi zur Entourage des Kardinals Albani gehörte und dass

W. seine Werke immer lobend erwähnt hat (Roettgen 1981, 153). Wie schon Justi betonte, lassen sich zwischen W.s verbaler Beschwörung der Größe der antiken Skulptur und Piranesis visueller Revokation der Architektur des antiken Rom durchaus Parallelen erkennen (Justi II, 416).

Unter den nichtitalienischen Künstlern war W. besonders jenen zugetan, die sich für seine Ideale begeisterten und sie teilten. Neben Mengs waren dies der dänische Bildhauer Wiedewelt, der französische Architekt Clérisseau, Christian von Mechel und die deutschen Architekten Erdmannsdorff und Christian Traugott Weinlig, die zu wichtigen Botschaftern seiner Kunstauffassung wurden. Auffällig ist, dass ausgerechnet die Maler, von denen W. porträtiert wurde – der Däne Peder Als (Br. II, 73, 77, 84. 391–392), Angelika Kauffmann und Anton von Maron – in der Korrespondenz mit Dritten kaum eine Rolle spielen, obwohl er zu ihnen ein engeres persönliches Verhältnis gehabt haben muss. Auch der Berliner Maler Reclam, die Landschaftsmaler Weirötter und Harper, der spätere Stuttgarter Hofmaler Nicolas Guibal, die Steinschneider Anton und Giovanni Pichler (Br. II, 103) hinterließen nur flüchtige Spuren in der Korrespondenz (Br. III, 20). Da seinen deutschen Korrespondenten, unter denen kaum Künstler waren, die römische Künstler- und Kunstwelt nicht vertraut war, war es kaum sinnvoll, sich darüber auszulassen. Im Briefwechsel mit Künstlern stellte er sich dagegen auf deren Perspektive ein, wie die Briefe an Mengs und Clérisseau zeigen, in denen er deutlich mehr auf künstlerische Nachrichten eingeht, aber auch die an Martin Knoller, dem W. mehrfach in Rom begegnet war und der sich 1766 wegen ikonographischer Details der antiken römischen Senatorenkleidung aus Mailand an ihn wandte (Br. III, 153, 166).

Geringe Resonanz finden in den Briefen die Künstler, die für seine Publikationen gearbeitet haben. Neben den drei nicht bekannten Kupferstechern der *Monumenti antichi inediti* (Br. III, 114) gehören dazu der Mengs-Schüler Nikolaus Mosmann, der für ihn gezeichnet hat, und der seit 1750 in Rom lebende Maler Georg Adam Nagel, der für ihn die Vignette zum *Sendschreiben von den Herculianischen Entdeckungen* zeichnete (Br. II, 355). Nach Casanovas Rückkehr nach Deutschland im Jahr 1764 und der erst danach aufgedeckten Fälschungsaffäre engagierte W. 1765 als Zeichner und Stecher für die *Monumenti antichi inediti* Niccolò Mogalli, der zuvor in Florenz für den Marchese Andrea Gerini gearbeitet hatte (Ingendaay 2014) und für Contuccis *Museo Kirkeriano*, und den

er auch für andere Projekte einsetzen wollte (Br. III, 305). Mogalli, der als »famigliare« Zugang zu seiner Wohnung hatte (Br. IV, 268), wurde von ihm testamentarisch mit einem Legat von 350 Zecchinen bedacht (Br. IV, 387). Eng und stetig war auch der Kontakt zu Bartolomeo Cavaceppi, der über viele Jahre als Restaurator der Albani-Antiken eng mit ihm zusammenarbeitete. Cavaceppi, der eine umfangreiche, von W. bewunderte (Br. III, 41) Zeichnungssammlung besaß (Vermeulen 2003), die nach seinem Tod (1799) zerstreut wurde, begleitete W. auf seiner Reise nach Deutschland bis Wien und publizierte nach seinem Tod einen Bericht über die Ereignisse während dieser Reise (Cavaceppi 1769, Br. IV 265–270).

### Rom und seine Kunstwerke

Mit welchen nichtantiken Kunstwerken sich W. während seiner Gänge als Cicerone in Rom auseinandersetzte und welche er schätzte, ergibt sich aus den Ende Juli 1766 in Italienisch verfassten Anweisungen für Paul Usteri und Mechel (Br. IV, 36–43), aus den Aufzeichnungen des MS 68 im Pariser Nachlass (Raspi Serra 2000) sowie aus dem Bericht von Johann Heinrich Füssli an Vögelin (Br. IV, 234–243). Die Bandbreite seines Spektrums, das ausnahmslos dem akademischen Kanon folgt, ist beeindruckend. Während er im Palazzo Barberini Sacchis Deckenbild der *Divina Sapienza* als Werk im »alten« Stil lobt und das große Fresko Pietro da Cortonas übergeht, erwähnt er dessen Gemälde *L'Adultera* als das beste Gemälde in der Galerie des Palazzo Mattei. Er empfiehlt außerdem Gemälde von Barocci, Guercino, Caravaggio, Maratti und Baciccio oder weist auf Übermalungen in einem Gemälde Domenichinos im Casino Rospigliosi hin. W.s Kenntnisse der Malerei in den römischen Sammlungen gingen jedenfalls weit über das damals einem Reisenden zugängliche Repertoire hinaus. So kannte er Poussins Serie der *Sieben Sakramente* im Palazzo Boccapaduli oder riet dazu, sich im Palazzo Rondanini mit seiner Empfehlung vorzustellen, um Zugang zur Sammlung zu erhalten. W.s Kennerschaft in der Malerei beruhte nicht zuletzt auf seinem jahrelangen Zugang zur bedeutenden Zeichnungssammlung des Kardinal Albani (Br. II, 426), die zu seinem großen Leidwesen 1762 durch James Adam für König Georg IV. von England erworben wurde (Roettgen 1982, 135–136).

Vielleicht angeregt durch Contucci, der die Textkommentare zu Piranesis Stichwerken verfasste (Justi II, 148), hat sich W. intensiv mit der Urbanistik des antiken Rom beschäftigt. Theoretische Ausführungen dazu

hielt er allerdings für überflüssig. Man solle sich nur das merken von der Lage des alten Roms »wovon ein Bild im Gedächtniß bleiben kann«, d. h. es ging ihm vor allem in der Vermittlung an die Rombesucher darum, aus dem noch Vorhandenen auf das Gewesene zu schließen: »Was nicht mehr ist, ist als wenn es nimmermehr gewesen ist.« Grundsätzlich war er der Ansicht, dass »die neuern Werke nicht weniger Aufmerksamkeit als die alten« verdienen (*Sendschreiben Rom*; Br. IV, 32).

Die Ausnahme, die er dabei machte, betraf die moderne Skulptur. Seine Verdammung Berninis und seiner Schule und Nachfolger war gnadenlos: »Bernini ist der größte Esel unter den Neuern, die Franzosen ausgenommen; denen man die Ehre in dieser Art lassen muß« (an Berendis, Br. I, 235). Wenn es aber darum ging, Klarheit über die damals noch modern ergänzten Unterschenkel des Herkules Farnese zu gewinnen, so notierte er sich in seinen »Desiderata« die Autopsie dreier berühmter Bildwerke: des Moses von Michelangelo, des hl. Andreas von Duquesnoy und des Attila von Algardi (Raspi Serra 2000, 370), d. h. er benutzte bei seinen Überlegungen zur Restaurierung der Antike die auch heute noch von der Kunstgeschichte praktizierte Methode des vergleichenden Sehens. Sankt Peter war für ihn der bedeutendste Bau der Nachantike, der die Antike an »Baukunst und Pracht« übertreffe. Er bedauerte es jedoch, dass man später vom Entwurf Michelangelos abgewichen sei (Br. IV, 31–36). Das einzige Gegenstück dazu im Bereich der profanen Architektur war für ihn die Villa Albani (Br. III, 88). Deren Gestaltung hat W. in den Jahren seiner Zugehörigkeit zu Albanis Haushalt in seinen Briefen vielfach kommentiert und auf diese Weise dazu beigetragen, dass ihre Bau- und Ausstattungsphasen für die Jahre 1758 bis 1767 in einigen Zügen rekonstruiert werden können (Roettgen 1982, 153–159). Außerdem hat W. in dieser seinen Vorstellungen von der Wiedererweckung der Antike entsprechenden *creatio ex nihilo* das Vorbild für andere Wiedererweckungen gesehen, die er auch unter nordischem Himmel für realisierbar hielt. Wenn er den Besuchern der Villa ihre Schätze erklärte, so war er dabei auch von dem Gedanken beseelt, die Mächtigen seiner Zeit zur Nachahmung anzuspornen.

### »Firenze non è Roma«

Mit diesen Worten teilt W. einem römischen Bekannten seine ersten Florentiner Eindrücke mit (Br. I, 233). Sein neunmonatiger Aufenthalt in Florenz, der von Ende August 1758 (Br. III, 406) bis Mitte April 1759

währte, wird fast ausschließlich wegen der Arbeit an der Beschreibung der Gemmen der Sammlung Stosch beachtet. Die negativen und abschätzigen Urteile, die W. über Florenz, seine Kunst und vor allem über seine Gelehrten verbreitete (Justi II, 275–283), wurden nur selten relativiert oder hinterfragt (Cristofani 1983, 142–156). Obwohl W. wenig über Florenz berichtet, erlauben seine Äußerungen relativ viele Rückschlüsse auf sein dortiges Leben und auf die Kreise, in denen er sich bewegte (Fancelli 2016). Der Anlass zur Reise nach Florenz ergab sich aus dem Angebot von Heinrich Wilhelm Muzell-Stosch, einen Katalog der Gemmensammlung seines verstorbenen Onkels zu erstellen, der als Grundlage für den Verkauf dienen sollte. Das ehemalige Domizil Philipp von Stoschs, in dem sein von ihm adoptierter Neffe seit 1756 lebte, befand sich in dem ansehnlichen, von Ammanati erbauten und mit einer reichen Graffitto-Bemalung versehenen Palazzo Ramirez de Montalvo im Borgo degli Albizzi. W. hatte eine bestens ausgestattete Bibliothek und eine Münzsammlung zur alleinigen Verfügung, konnte sich aber auch an der dort gut vertretenen anzüglichen Belletristik ergötzen (Br. I, 443–444).

Eine zentrale Figur des gesellschaftlichen Lebens in Florenz war seit 1737 der britische Gesandte Horace Mann, dessen Position umso wichtiger war, als es im päpstlichen Rom keine britische Gesandtschaft gab. Zu seinem römischen Informantennetz gehörte u. a. Alessandro Albani. Zu Manns Salon im Palazzo Mannetti fand W. durch Muzell-Stosch schnell Zutritt und traf dort auf Personen, die nach seinem Geschmack waren (Br. I, 413), darunter auch die ebenso kluge wie exzentrische Lady Orford (Borroni Salvadori 1983), die den sich nun im Stil eines »Abbate Cavaliere« gerierenden W. (Br. I, 428) nach seinen Ausführungen über die Idealschönheit in der Antike zum »uomo d'un gusto squisito« erklärte (Br. I, 424). Er sollte noch mehrfach in seinem Leben, vor allem in Neapel, mit ihr zu tun haben, obwohl er sie wegen ihrer Lebensweise verachtete (Br. II, 82). Um zur Gemmen- und Medaillensammlung der Großherzöge Zutritt zu erlangen, musste er sich bei dem jungen Raimondo Cocchi vorstellen. Er pflegte engen Kontakt zum Apostolischen Nuntius Borromeo, der nach seiner Aussage dafür sorgte, dass er zum Mitglied der Accademia Etrusca in Cortona ernannt wurde (Br. IV, 382). Formell vorgeschlagen wurde W. jedoch von Joannon de Saint-Laurent, dem französischen Korrektor der *Description* (Cristofani 1983, 146). Zur Zeit seiner Ernennung (1760) war ihr Präsident (»Lucumone«) der Marchese Antonio Nicolini (Bruschetti 1980, 43). Mit

scharfen Worten bedenkt er neben Ottaviano Buonacorsi (*Br.* II, 96), einem der Testamentsvollstrecker von Philipp von Stosch, vor allem Giovanni Lami, den Herausgeber der Zeitschrift *Novelle letterarie fiorentine*, den auch andere Zeitgenossen als kauzigen Sonderling beschreiben (Justi II, 281). Das Schweizer Café in Florenz, das Lami und andere Gelehrte frequentierten, bezeichnet er spöttisch als »Sitz der Unwissenheit« (*Br.* II, 97). Angelo Maria Bandini, damals Bibliothekar der Marucelliana, kam nicht viel besser in W.s Urteil weg (*Br.* I, 233), auch weil er griechische Texte edierte, ohne laut W. des Griechischen mächtig zu sein (*Br.* III, 89). Das bestätigte später Christoph Joseph Jagemann, damals Beichtvater der Deutschen in Florenz, den W. in der Laurenziana mehrfach traf und dessen lateinische Übersetzung von griechischen Texten er korrigiert hat (*Br.* III, 226).

Besonders erfreut war W., als der Graf Firmian, mit dem er seit seiner Neapelreise in engerem Kontakt stand, auf dem Weg nach Mailand in Florenz Station machte (*Br.* I, 243). Firmian stand in Briefwechsel mit Lorenzo Mehus, dem Kustos der Laurenziana (Garms-Cornides 2013), der auch die Stosch'sche Bibliothek betreute und 1759 deren Versteigerungskatalog verfasste. Es ist daher davon auszugehen, dass W. ihm im Hause Stosch begegnet ist, auch wenn er ihn nicht erwähnt hat. Durch Muzell-Stosch lernte er auch den Kunsthändler William Kent kennen, der gerade zahlreiche Gemälde aus der Sammlung Arnaldi und die Altmeisterzeichnungen aus Stoschs Nachlass erwarb (Ingamells 1997, 571–572) und bei dem er danach in Rom einige Male zum Essen eingeladen wurde (*Br.* II, 85, 90, 195).

Auch wenn er wenig darüber schreibt, absolvierte W. in Florenz das obligate Besichtigungsprogramm: die Sammlungen im Palazzo Pitti und den Uffizien, die Neue Sakristei bei S. Lorenzo mit Michelangelos *Tageszeiten*, die ihm nicht zusagten, und wohl auch die eine oder andere Kirche. Nur so erklärt sich sein abfälliges Urteil über die Malerei in Florenz, die er als trocken, hart und übertrieben bezeichnet. Er zieht von ihr und von Michelangelo Parallelen zur etruskischen Kunst, die er in Florenz kennen-, aber nicht schätzen lernte (*Grazie*, KS 161). Das könnte der Grund dafür sein, dass er von den ursprünglich geplanten Exkursionen, die er teils auf der Rückreise nach Rom (Arezzo, Cortona, Montepulciano, Chiusi, Perugia, Foligno), teils von Florenz aus zu Pferd (Volterra, Livorno und Pisa) unternehmen wollte (*Br.* I, 421), nur die Reise nach Livorno (*Br.* I, 432) realisiert hat. Auch in Siena ist er gewesen, wo er schönere Mädchen sah als in Florenz (*Br.*

I, 415). Im Palazzo Pitti bewunderte er die Gemälde Raffaels, fand aber auch Gefallen an den Fresken von Giovanni da Sangiovanni in der Sala Terrena (*Br.* I, 414). Vor den antiken Statuen der Uffizien machte er sich anscheinend Notizen, die in die *Geschichte der Kunst des Altherthums* einfließen. In Stoschs Papieren fand er neben den Zeichnungen Raffaels und Michelangelos, die er sorgfältig inspizierte (*Br.* I, 414), eine Notiz zum Sterbedatum und einem Werk Correggios sowie den Archivauszug einer Zahlung an Michelangelo, die er Heineken mitteilte (*Br.* I, 427). Durch Horace Mann, der seinen Besuchern in seinem Haus die Lektüre der Neuigkeiten des europäischen Buchmarkts ermöglichte, auch solcher, die im Kirchenstaat auf dem Index standen, lernte W. eine Publikation von Horace Walpole kennen, die ihn sehr beeindruckte (*Br.* I, 439). Besuche in den umliegenden Landhäusern gehörten ebenso zu seinem Programm wie der rege Opern- und Komödienbesuch (*Br.* I, 421).

Obwohl ihm die Stadt rein äußerlich, vor allem im Vergleich mit Neapel, gefiel, waren seine Vorurteile unüberwindlich: gegen die Florentiner, die sich mit Mänteln bekleiden – für W. nicht ein Zeichen der winterlichen Kälte, sondern der Armut –, gegen ihre ihm unverständliche und unsympathische Aussprache und ihren seiner Meinung nach unbegründeten Anspruch, bessere Galerien als die Römer zu besitzen (*Br.* III, 188). Ein amouröses Abenteuer, bei dem er nach eigener Diktion seine »Jungfräulichkeit« verlor (*Br.* I, 454), bereitete ihm gesundheitliche Probleme, wie er Bianconi gegenüber andeutet (*Br.* I, 454). Obwohl er an den Maler und Mengs-Schüler Franz Stauder in Rom sehnsüchtige Briefe schrieb (*Br.* I, 417), verliebte er sich in einen Jüngling, der für ihn unerreichbar blieb (*Br.* II, 296). Aufs Ganze gesehen, war der Aufenthalt in Florenz eine Übergangsphase, deutlich markiert durch den Tod Archintos und durch das Angebot Albanis, sein Bibliothekar zu werden. Außerdem nahm W. nach Rom die dauerhafte Brief-Freundschaft zu Muzell-Stosch mit, die ihm für die kommenden Jahre eine in mancher Hinsicht hilfreiche Stütze wurde.

### **Aus Freundschaft wird Feindschaft: Anton Raphael Mengs und Giovanni Casanova**

Die Begegnung mit Mengs war für W.s weiteren Weg entscheidend, wie vor allem Goethe klar gesehen hat (Goethe 1805, 410). Die Freundschaft mit dem deutschen Maler hat ihm einen wichtigen Rückhalt in der Eingewöhnungsphase geboten. Der elf Jahre jüngere Mengs, der 1755 schon auf eine steile Karriere als